

Lebenssituationen und Wohntrends in Österreich

Geserick, Christine; Buchebner-Ferstl, Sabine; Schraml, Christina; Schraml, Karin; Wernhart, Georg

Veröffentlichungsversion / Published Version

Arbeitspapier / working paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Geserick, C., Buchebner-Ferstl, S., Schraml, C., Schraml, K., & Wernhart, G. (2016). *Lebenssituationen und Wohntrends in Österreich*. (Working Paper / Österreichisches Institut für Familienforschung, 86). Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58009-9>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Österreichisches Institut für Familienforschung
Austrian Institute for Family Studies



universität
wien

Working Paper

Christine Geserick ▪ Sabine Buchebner-Ferstl ▪
Christina Schraml ▪ Karin Schraml ▪ Georg Wernhart

Lebenssituationen und Wohntrends in Österreich

Nr. 87 | 2016

Working Paper Nr. 87 | 2016

Österreichisches Institut für Familienforschung
an der Universität Wien
1010 Wien | Grillparzerstraße 7/9
T: +43(0)1 4277 48901 | info@oif.ac.at

www.oif.ac.at

Working Paper

Lebenssituationen und Wohntrends in Österreich

Christine Geserick ▪ Sabine Buchebner-Ferstl ▪
Christina Schraml ▪ Karin Schraml ▪ Georg Wernhart

Nr. 87 | 2016

September 2016

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Familien und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH.



Das Österreichische Institut für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF) führt als unabhängiges wissenschaftliches Institut anwendungsorientierte Studien und Grundlagenforschung zur Struktur und Dynamik von Familien, Generationen, Geschlechtern und Partnerschaften durch. Die Kooperation mit internationalen Forschungseinrichtungen und die familienpolitische Beratung zählen dabei ebenso wie die umfangreiche Informations- und Öffentlichkeitsarbeit zu den Hauptaufgaben des ÖIF.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	2
2 Statistische Trends: Familien und Wohnen	4
3 Ökologie und Nachhaltigkeit	19
4 Flexibilisierung und Individualisierung	31
5 Eine Wohnung für jede Lebensphase	42
6 Neue Gemeinschaftlichkeit?	56
7 Aneignung von Öffentlichkeit	69
8 Literatur	77
9 Bildnachweis	80
10 AutorInnen und Teilnehmende der Fokusgruppen	81

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Familienformen 1974-2014	5
Abbildung 2: Verteilung: Familien mit Kindern	6
Abbildung 3: Bevölkerung nach breiten Altersgruppen 1950 bis 2060	7
Abbildung 4: Verteilung der Haushaltstypen 2014	7
Abbildung 5: weibliche Single-Haushalte nach Alter	8
Abbildung 6: männliche Single-Haushalte nach Alter	9
Abbildung 7: Anteil der Söhne, die mit ihren Eltern leben (15-40 Jahre)	10
Abbildung 8: Anteil der Töchter, die mit ihren Eltern leben (15-40 Jahre)	10
Abbildung 9: Bauperiode der Wohnsitze (Österreich ohne Wien)	11
Abbildung 10: Bauperiode der Wohnsitze (Wien)	11
Abbildung 11: Neubau vs. Altbau nach Haushaltsformen	12
Abbildung 12: Größe der Wohnfläche nach Bundesland	13
Abbildung 13: Wohnfläche nach Haushaltstyp	13
Abbildung 14: Überbelag in Wien	14
Abbildung 15: Überbelag Österreich (ohne Wien).....	15
Abbildung 16: Rechtsverhältnis zum Wohnobjekt	16
Abbildung 17: Haushaltstypen nach Rechtsverhältnis zum Wohnobjekt	16
Abbildung 18: Wohnungskosten* pro Quadratmeter nach Bundesland.....	17
Abbildung 19: Wohnungskosten* junger vs. alter Single-Haushalte (pro Quadratmeter).....	18

1 Einleitung

Wohnen ist "mehr als der Aufenthalt in den eigenen vier Wänden", so der Wohnpsychologe Harald Deinsberger (ebd. 2014:6). Wohnen betrifft unsere zwischenmenschlichen Beziehungen mit anderen in der eigenen Wohnung oder im Gebäudekomplex (Nachbarschaft), es betrifft unsere Entwicklung (v.a. Kinder), unser Wahrnehmen und Empfinden als auch unsere körperliche, mentale und seelische Gesundheit. Insofern ist das "Wie" des Wohnens eine wichtige Frage für das Wohlergehen des Individuums.

Aber es geht auch um Gesellschaft. Auf der strukturellen Ebene geben Wohntrends Auskunft über die aktuelle Verfasstheit der Gesellschaft, zum Beispiel was ihre Bedürfnisse (z.B. nach flexiblen Wohnkonzepten), aber auch was (wirtschaftliche) Zwänge betrifft (Stichwort: leistbares Wohnen).

Hier ist der Schnittpunkt zwischen den beiden Themen Wohnen und Familie. Beide sind Systeme unserer Gesellschaft und interagieren miteinander. Wenn sich die Strukturen von Familie und Lebenslauf ändern, indem sich etwa die Familienphase verkürzt (d.h. es gibt längere Phasen ohne Kinder) oder die Lebenserwartung insgesamt steigt, ändern sich auch die Wohnstrukturen, indem etwa die Single-Haushalte tendenziell älter werden.

In der vorliegenden Studie widmen wir uns der Frage, wie die gesellschaftlichen Systeme Wohnen und Familie (oder allgemeiner: verschiedene Lebenssituationen), zusammenspielen und welche Trends sie aktuell hervorbringen. Dabei haben wir vor allem Österreich im Blick, beachten dabei die (sehr wichtigen!) Stadt-Land-Unterschiede und rekurrieren, wo sinnvoll, auch auf andere Länder. So gilt zum Beispiel Dänemark als die Wiege des so genannten Co-Housing, des gemeinschaftlichen Wohnens.

Der Bericht beginnt mit einem Überblickskapitel zu den statistischen Trends "Familien und Wohnen" (Kapitel 2). Danach folgen fünf Kapitel, welche jeweils einen eigenen Trend beschreiben:

- Ökologie und Nachhaltigkeit (Kapitel 3),
- Flexibilisierung und Individualisierung (Kapitel 4),
- Eine Wohnung für jede Lebensphase (Kapitel 5),
- Neue Gemeinschaftlichkeit (Kapitel 6) und
- Aneignung von Öffentlichkeit (Kapitel 7).

Die Grundlage für die Benennung dieser fünf großen Trends sind Interviews mit ExpertInnen aus dem Bereich Wohnen. Ihnen hatten wir im Frühling 2015 in zwei Fokusgruppen genau diese Frage gestellt: "Was sind für Sie aktuelle Wohntrends? Bitte denken Sie auch an verschiedene Lebensphasen oder familiäre Situationen". Die teilnehmenden ExpertInnen kommen aus verschiedenen Fachgebieten und Berufen, darunter zum Beispiel WohnpsychologInnen, ArchitektInnen und eine Zukunftsforscherin, so dass wir in den Diskussionsrunden die Möglichkeit einer interdisziplinären Annäherung an das Thema hatten. Ihre Aussagen wurden in die einzelnen Kapitel eingearbeitet. Im Anhang der Studie sind alle teilnehmenden Personen der Fokusgruppen genannt, die uns mit ihrem Fachwissen und ihrer Diskussionsbereitschaft sehr wertvoll unterstützt haben.

Viele Wohntrends sind besonders gut über Beispiele und Bilder zu verstehen, und wir haben deshalb Praxisbeispiele recherchiert, die jedem Kapitel hinzugefügt wurden. Insgesamt gibt es 17 Projektbeispiele. Die Informationen, die den Fallbeispielen zu Grunde liegen, wurden im Herbst 2015 erhoben. Größtenteils wurden persönliche Gespräche, Vor-Ort-Besichtigungen und Begehungen durchgeführt. Gespräche in Form von Interviews und kurze schriftliche Befragungen per E-Mail ergänzen das Material. Befragt wurden Fachleute, PlanerInnen und BewohnerInnen. Literatur-, Internet- und Filmrecherchen dienten als weitere Informationsquelle. Das illustrierende Bildmaterial wurde für die Verwendung angefragt oder auch selbst vor Ort fotografiert.

Weil gesellschaftliche Trends niemals allein stehen und ineinandergreifen, ergibt sich für ihre Darstellung das Problem, dass eine isolierte Annäherung an einen Trend diese Tatsache verwischen kann. Besonders die Praxisbeispiele zeigten uns, dass eine Zuordnung zu nur einem Trend kaum möglich ist. So gibt es zum Beispiel Projekte, welche eine gemeinschaftliche Wohnform planen, dabei aber ebenso die Aspekte der sozialen Nachhaltigkeit (z.B. Partizipation), einer flexiblen und ökologischen Bauweise berücksichtigen. Es ist fast als eigener Trend zu bezeichnen, dass verschiedene Trends gleichermaßen bedient werden – denn so wie Familie heute plurale Konstellationen hervorbringt, ist auch das Wohnen von Vielfalt geprägt. Der vorliegende Bericht versucht, diese Vielfalt beider Bereiche, Familie und Wohnen, in möglichst strukturierter Form abzubilden und pointiert darzustellen, welche Herausforderungen uns heute und zukünftig erwarten.

2 Statistische Trends: Familien und Wohnen

Bevor auf die Wohnsituation einzelner Bevölkerungsgruppen eingegangen wird, sollen die Veränderungen in den Familienformen in den letzten Jahrzehnten kurz beleuchtet werden. Abbildung 1 stellt diese für die letzten 40 Jahre dar.¹

Starke Abnahme der Lebensform Ehe mit kleinen Kindern

Besonders auffällig ist die starke Reduktion des Anteils an Ehepaaren mit Kindern unter 15 Jahren an den verschiedenen Familienformen. Lag dieser Mitte der 1970er Jahre bei 42%, fiel dieser bis in das Jahr 2014 auf 22%.

Anstieg der Lebensgemeinschaften

Der Anteil an Lebensgemeinschaften ohne aber auch mit Kindern ist hingegen im Steigen begriffen. Lag der Anteil der kinderlosen Lebensgemeinschaften Mitte der 1970er Jahre bei statistisch kaum wahrnehmbaren 1% hat sich dieser mittlerweile auf 9% erhöht. Gleichsam nahm auch der Anteil der Lebensgemeinschaften mit Kindern unter 15 Jahren von 1% auf 6% zu. Bei Lebensgemeinschaften mit älteren Kindern ist jedoch nur ein kaum steigender Trend auf nunmehr 1% wahrnehmbar. Dies ist auch darauf zurückzuführen, dass eine Tendenz, zu einem späteren Zeitpunkt nach der Geburt eines Kindes zu heiraten, existiert. So ist der Anteil der Ehepaare mit größeren Kindern im Haushalt ab den 1990er Jahren zwar auch leicht rückläufig, in den letzten 10 Jahren aber konstant bei rund 17% verblieben.

Anteil der Alleinerziehenden seit den 1980er Jahren konstant

Der Anteil alleinerziehender Mütter mit Kindern unter 15 Jahren liegt seit den 1980er Jahren bei rund 4,5%, jener mit älteren Kindern im Haushalt bei knapp über 6%. Gleichsam – jedoch auf einem gänzlich anderem Niveau – ist der Anteil der alleinerziehenden Väter bei rund 0,5% bei unter 15-jährigen und bei etwas mehr als 1% bei älteren Kindern konstant.

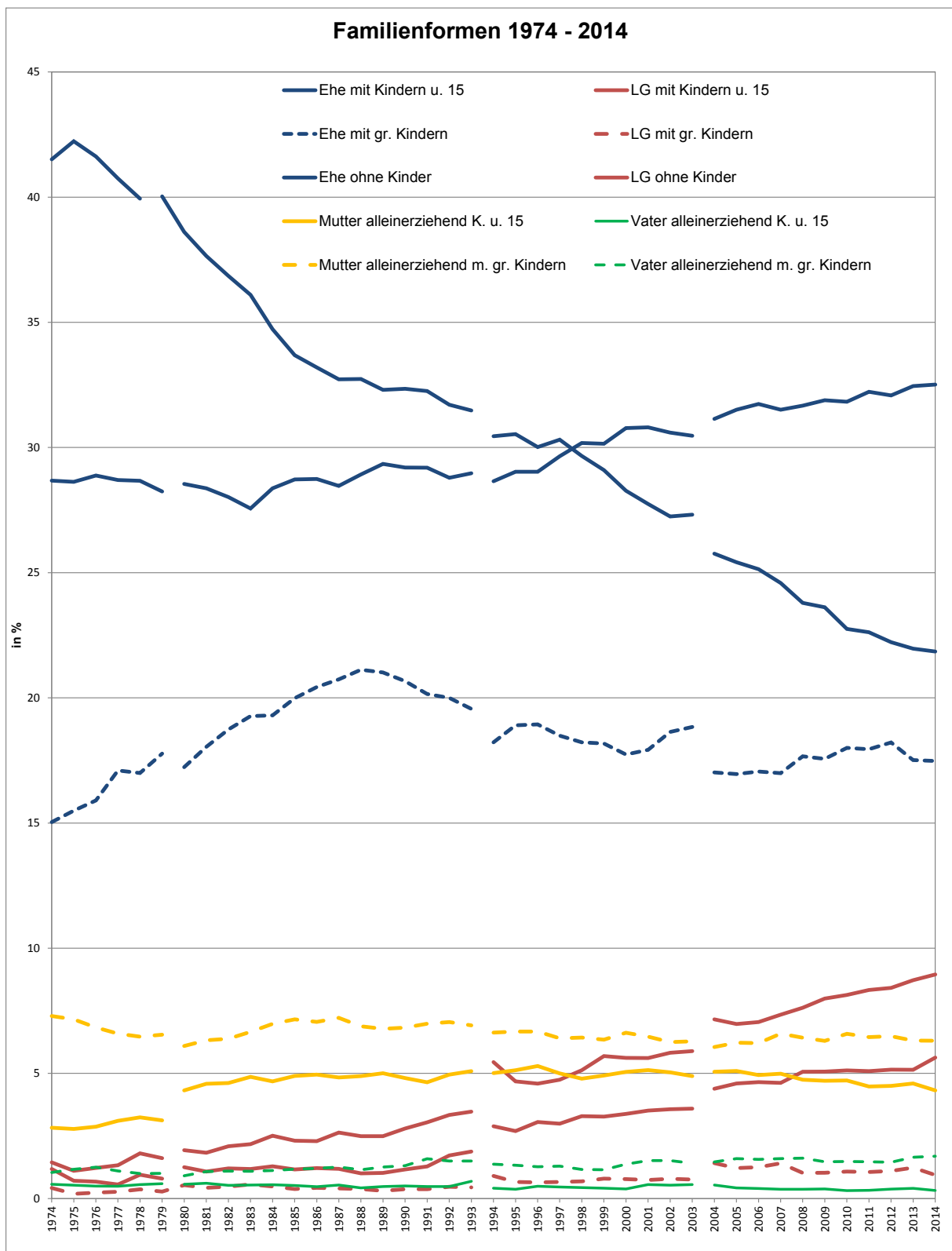
(Noch) im Steigen begriffen ist der Anteil der Ehepaare ohne Kinder. Hier handelt es sich überwiegend um Alterskohorten höheren Alters, die nicht mehr mit ihren erwachsenen Kindern zusammenleben.

Die Hälfte der Familien mit Kindern hat genau eines

Wird die Verteilung der Familien mit Kindern betrachtet (Abbildung 2) zeigt sich eine klare Dominanz der Ein-Kind-Familie. In den letzten 30 Jahren (1974-2014) stieg dieser Anteil auf mittlerweile knapp über 50%. Der Anteil an Zwei-Kinder-Familien ist im gleichen Zeitraum konstant bei knapp über 35% verblieben. Diese Konstanz wird jedoch lediglich durch die Reduktion des Anteils der Familien mit drei oder mehr Kindern auf nunmehr zwei verursacht. Der Anteil an Familien mit mindestens drei Kindern ist in diesem Zeitraum von 19% auf 13,5% gefallen.

¹ Unterbrechungen der Linien sind Zeitreihenbrüche

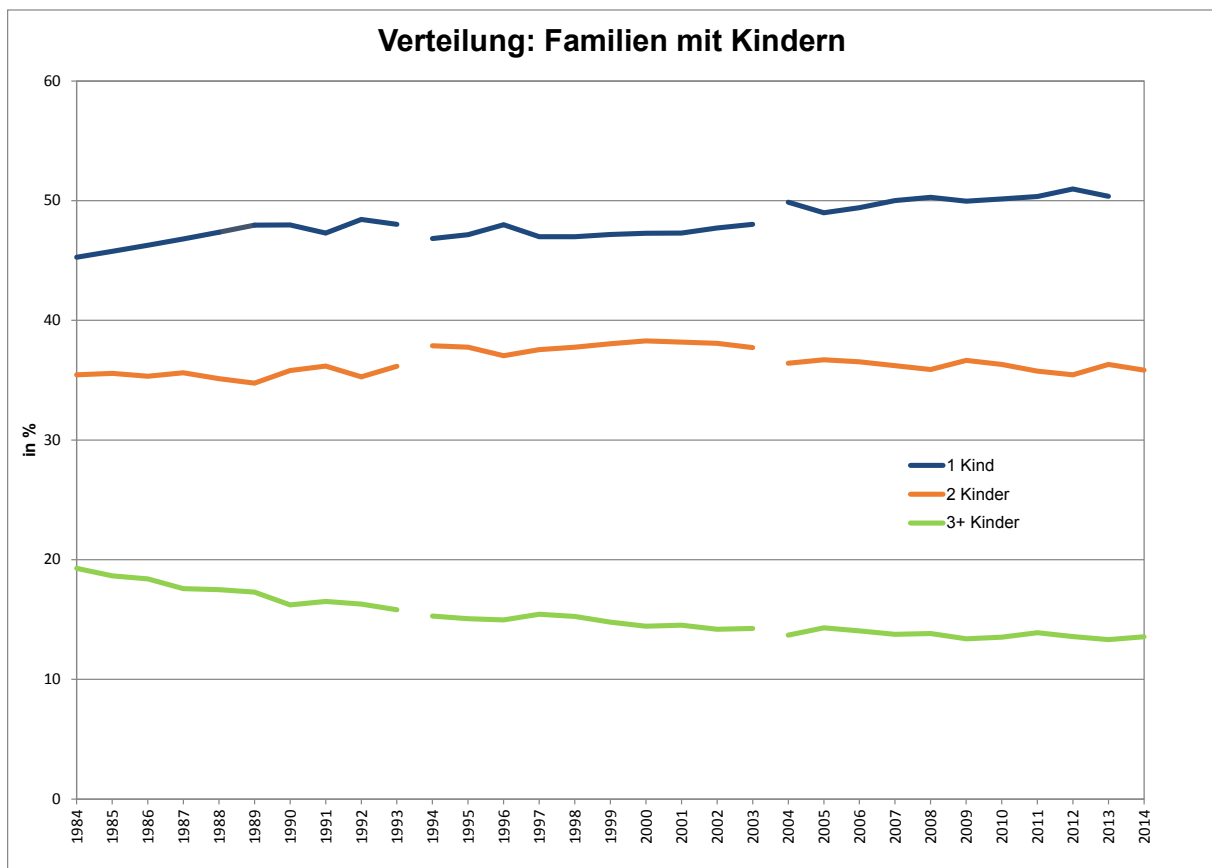
Abbildung 1: Familienformen 1974-2014



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF²

² Erweiterte Darstellung aus Neuwirth (2011:20)

Abbildung 2: Verteilung: Familien mit Kindern



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Anteil an Patchworkfamilien in den letzten 10 Jahren konstant

Seit 2004 besteht im Mikrozensus die Möglichkeit, Patchworkfamilien zu identifizieren. In diesem Beobachtungszeitraum blieb deren Anteil an Paarfamilien äußerst konstant. Rund 8% der Paarfamilien mit Kindern sind Patchworkfamilien.³

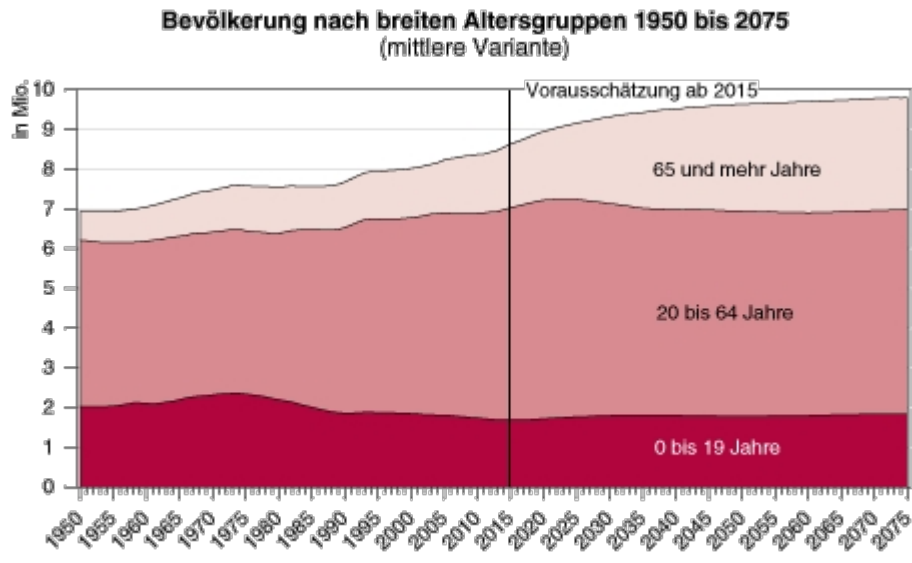
Alterung der Bevölkerung setzt sich fort

Laut Bericht der Vereinten Nationen (2013:94) hat Österreich unter 102 Nationen der Welt die 17. älteste Bevölkerung.⁴ Die neueste Bevölkerungsprognose der Statistik Austria (Abbildung 3) zeigt in der mittleren Variante einen Anstieg der österreichischen Bevölkerung von derzeit rund 8,5 Millionen auf 9,8 Millionen im Jahr 2075. Während die Bevölkerungsteile der unter 20-Jährigen und 20- bis 65-Jährigen in diesem Zeitraum annähernd konstant bleiben, steigt der Anteil der 65+-Jährigen aufgrund der erhöhten Lebenserwartung von derzeit 1.6 Millionen auf 2.8 Millionen an. Das entspricht einer Erhöhung dieses Bevölkerungsteils von 18,4% auf 28,7%.

³ Patchworkfamilien sind Paarfamilien, bei denen die Leiblichkeit von zumindest einem Kind nur bei einem Elternteil gegeben ist.

⁴ gemessen als der Anteil der 60-Jährigen an der Gesamtbevölkerung

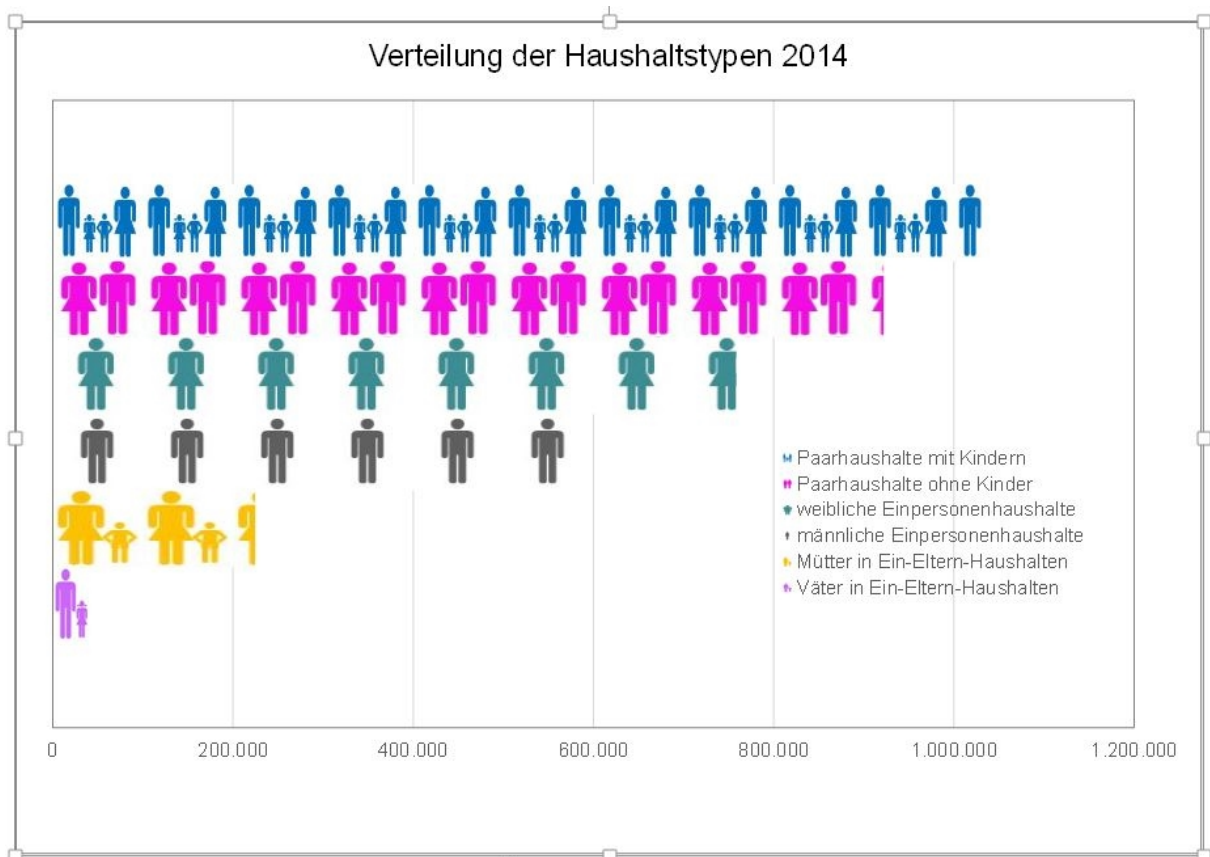
Abbildung 3: Bevölkerung nach breiten Altersgruppen 1950 bis 2060



Q: STATISTIK AUSTRIA, Bevölkerungsprognose 2015. Erstellt am 17.11.2015.

Wie stellt sich nun die aktuelle Wohnsituation der österreichischen Bevölkerung dar? Zunächst sei auf die aktuelle Verteilung der Haushaltstypen eingegangen (Abbildung 4).

Abbildung 4: Verteilung der Haushaltstypen 2014



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

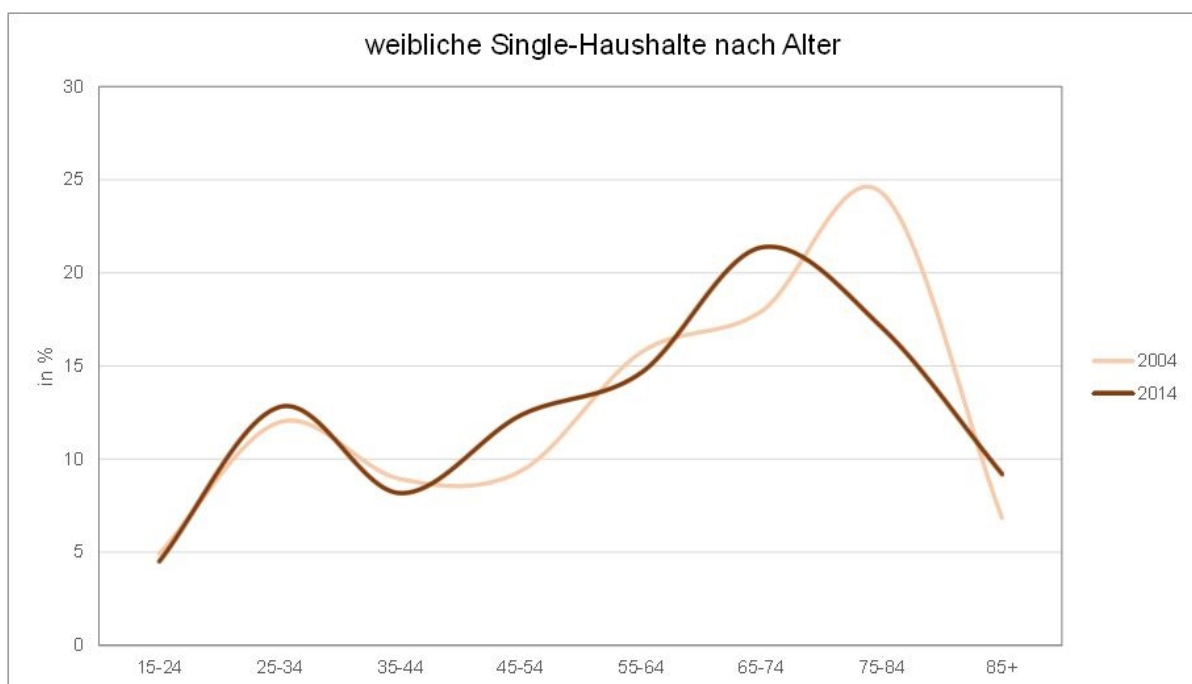
Über 1 Million Paarhaushalte mit Kindern

Der häufigste Haushaltstyp sind Paare mit Kindern (rund 1 Million Haushalte), gefolgt von Paarhaushalten ohne Kinder (knapp über 900.000 Haushalte). Dies sind sowohl junge Paare (noch) ohne Kinder als auch ältere Paare, deren Kinder bereits aus dem Haushalt ausgezogen sind. Weibliche Einpersonenhaushalte belaufen sich auf rund 760.000 und männliche auf rund 600.000. Weiters sind 225.000 Ein-Elternhaushalte mit Müttern und 44.000 mit Vätern in Österreich vorhanden, das heißt, alleinlebende Eltern sind zum Großteil weiblich.⁵

Weibliche Single-Haushalte deutlich älter als männliche

Weibliche und männliche Single-Haushalte besitzen eine grundsätzlich unterschiedliche Altersstruktur (vgl. Abbildung 5 und Abbildung 6). Über 50% der alleinlebenden Frauen waren 2004 über 65 Jahre alt, hingegen waren Männer mehrheitlich unter 45 Jahre alt. Bei Frauen begründet sich dieses Faktum auf deren höhere Lebenserwartung. Sie verbleiben alleinlebend, nachdem ihr Partner verstorben ist. Bei Männern ist das Alleinleben hingegen eine eher vorpartnerschaftliche Wohnform. In den letzten 10 Jahren kam es hier aber zu Veränderungen.

Abbildung 5: weibliche Single-Haushalte nach Alter



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

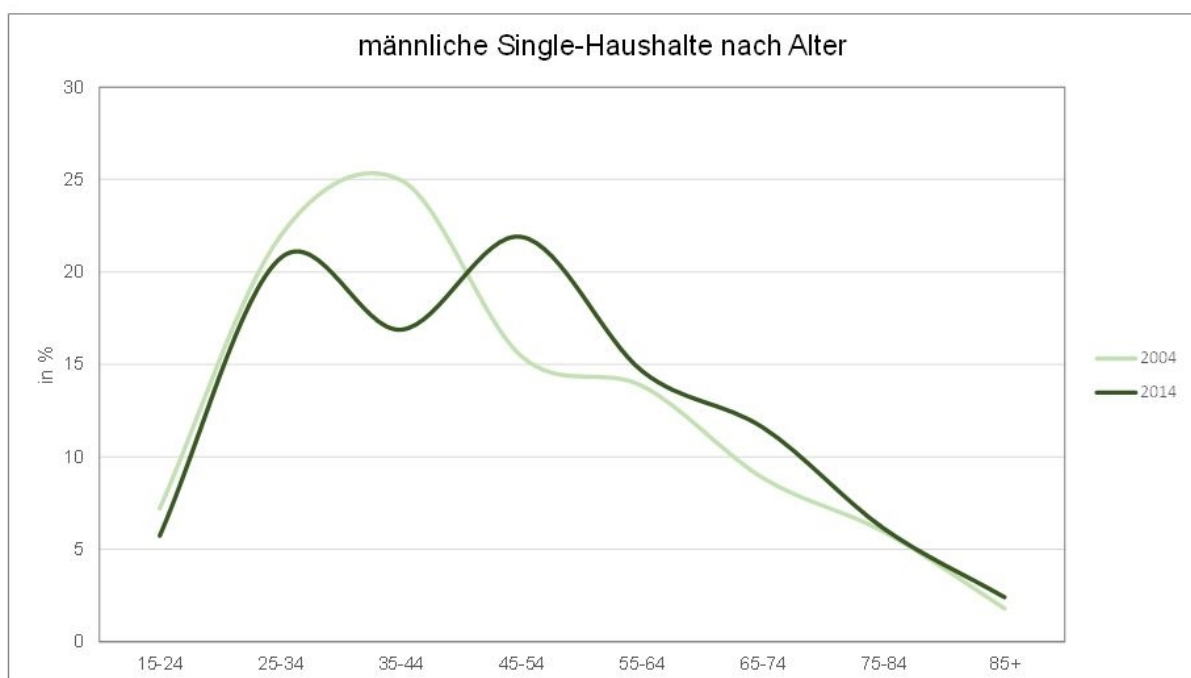
Zunächst auf die Frauen eingegangen, zeigt sich aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung der Männer (= ihrer potenziellen Partner) eine kontinuierliche Abnahme des Anteils der alleinlebenden 75- bis 84-Jährigen. Gleichsam nimmt der Anteil der 85+-jährigen alleinlebenden Frauen aufgrund deren nach wie vor höherer Lebenserwartung als jener der Männer zu. Interessanter ist jedoch die Entwicklung bei den Alterskohorten der 45-bis 54-jährigen und 65-bis 74-jährigen alleinlebenden Frauen. Deren Anteile sind in den letzten 10 Jahren kontinuierlich gewachsen. D.h. es kommt immer häufiger zu Phasen des Alleinlebens ohne Partner, welche nicht auf einen demografischen Hintergrund fußen.

⁵ sonstige nicht dargestellte Haushaltstypen: 126.000 Haushalte

Aufgrund geringerer Kinderzahlen steigt zudem die Wahrscheinlichkeit bei Trennung, dass ein weiblicher Single-Haushalt statt ein weiblicher Ein-Eltern-Haushalt entsteht. Insgesamt werden somit weibliche Single-Haushalte tendenziell jünger.

Bei männlichen Single-Haushalten ist eine Verschiebung in die gegensätzliche Richtung feststellbar. Eine längere Verweildauer im eigenen Elternhaus (siehe auch Abbildung 7), gefolgt von einem Auszug in eine Wohngemeinschaft bzw. gleich in einen Paar-Haushalt, reduziert den Anteil der klassischen Mitte 30-jährigen Single-Haushalte über die Jahre deutlich. Gleichsam kommt es, wie schon bei den Frauen beobachtbar, in den mittleren Alterskohorten zu zunehmend häufigeren Phasen des alleine Lebens.

Abbildung 6: männliche Single-Haushalte nach Alter



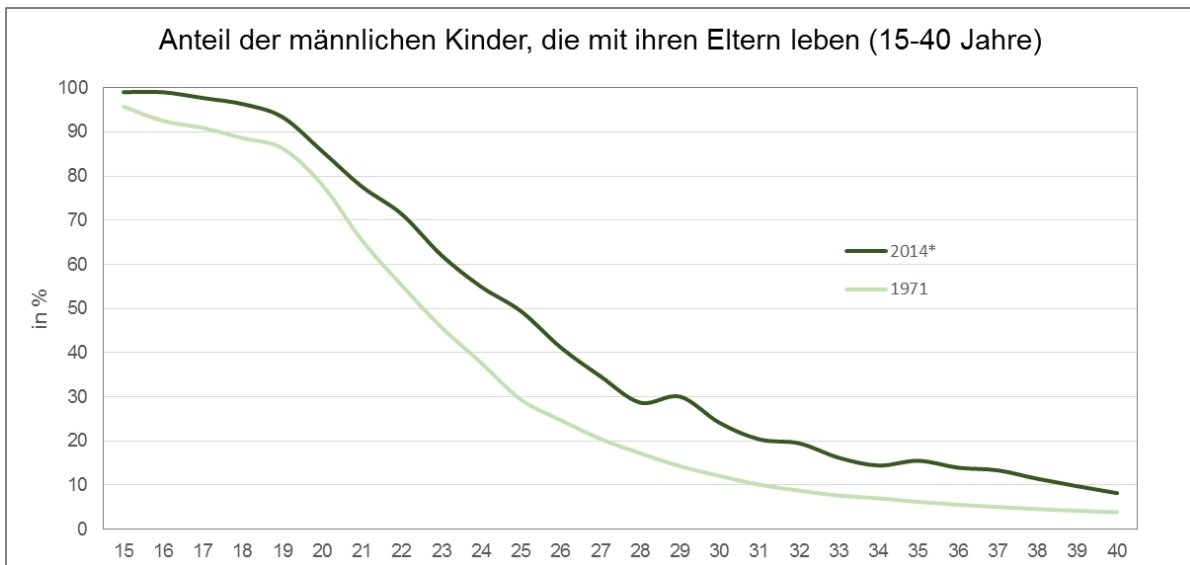
Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Kinder verbleiben immer länger im elterlichen Haushalt

Männliche Kinder (Abbildung 7) verbleiben generell länger im elterlichen Haushalt als weibliche (Abbildung 8). Rund die Hälfte der 25-Jährigen wohnte 2014 bei ihren Eltern, während dies nur rund 27% der Töchter taten. Ein Vergleich mit den Daten der Volkszählung 1971 und den aktuellen Mikrozensusdaten⁶ 2014 zeigt jedoch, dass der Anteil der Töchter im Haushalt stärker wächst. So waren im Jahr 1971 nur etwas mehr als 12% der zuvor angesprochenen weiblichen 25-Jährigen bei ihren Eltern wohnhaft, die männlichen 25-Jährigen aber schon damals zu 30%. Mittlerweile wohnen 24% der 30-jährigen Männer noch bei ihren Eltern; eine Verdoppelung des Wertes von 1971.

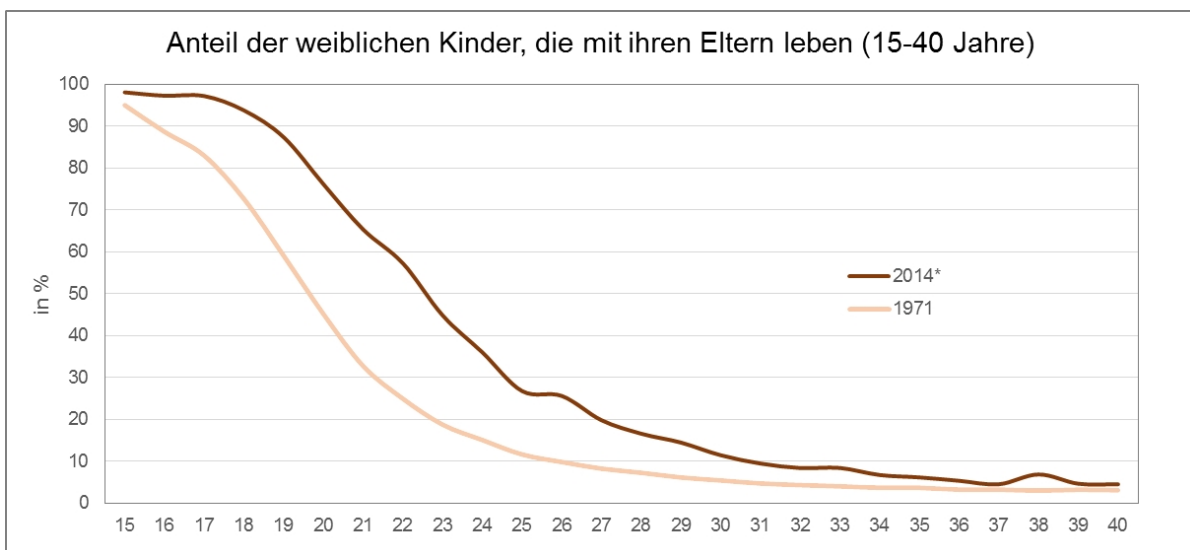
⁶ Die leicht volatilere Linie der Mikrozensusdaten ist auf dessen Stichprobengröße zurückzuführen, während es sich bei einer Volkszählung um eine Vollerhebung handelt. Wellenbewegungen bei einzelnen Altersjahren sollten nicht überinterpretiert werden.

Abbildung 7: Anteil der Söhne, die mit ihren Eltern leben (15-40 Jahre)



Quelle: Volkszählung, *Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Abbildung 8: Anteil der Töchter, die mit ihren Eltern leben (15-40 Jahre)



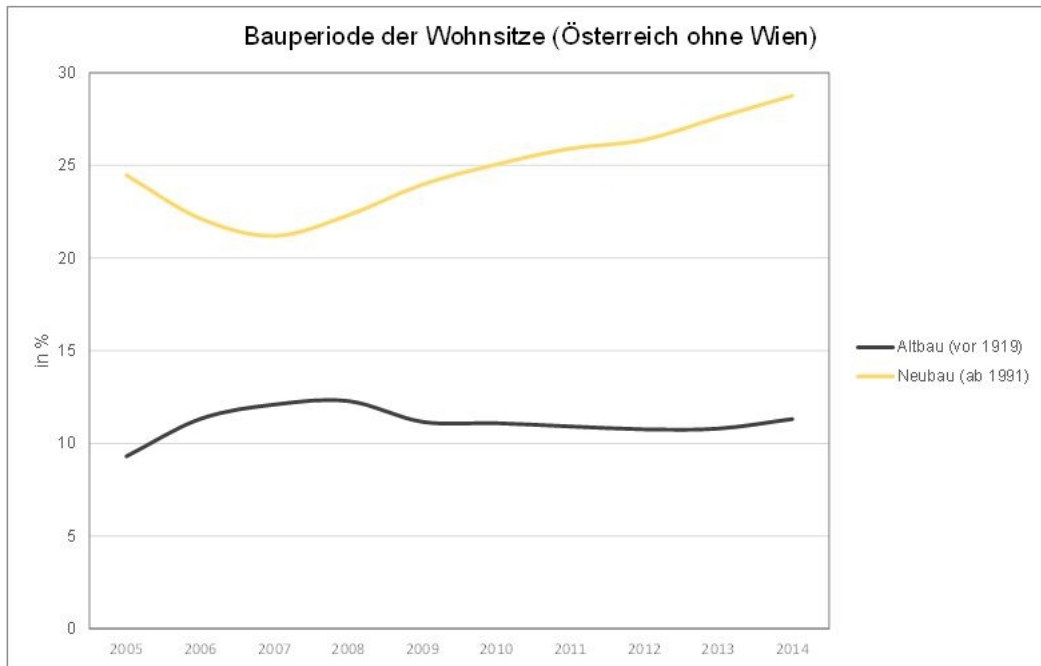
Quelle: Volkszählung, *Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Abgesehen von den längeren Ausbildungszeiten und dem daraus resultierenden verspäteten Berufseinstieg, kann auch der Kostenfaktor für eine eigene Wohnung hier als Ursache angeführt werden (vgl. Abbildung 19).

Altbau vs. Neubau

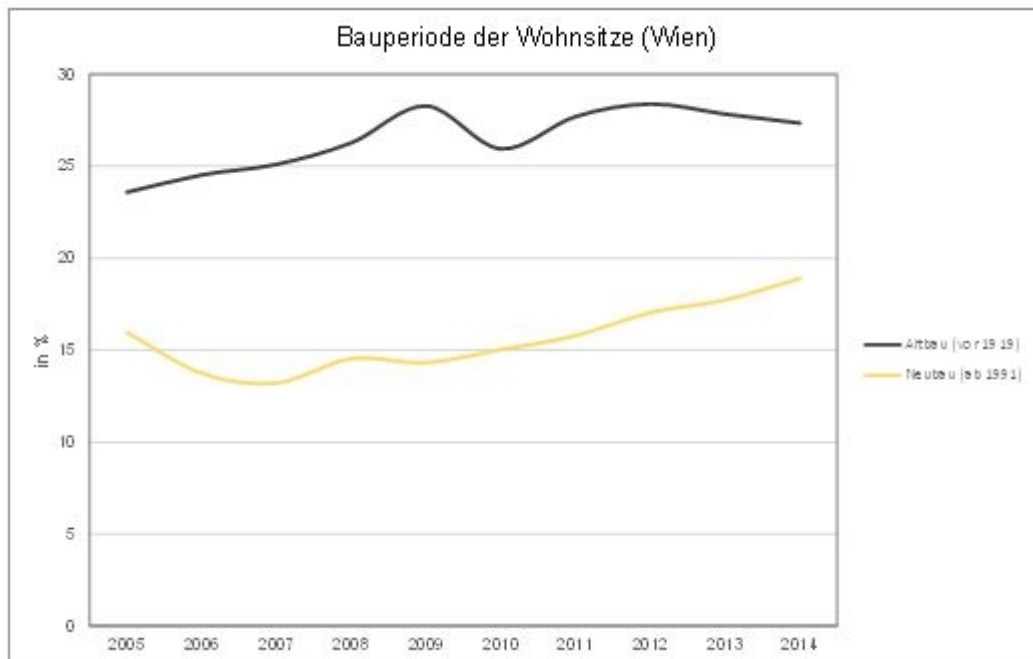
Generell muss bei der Bausubstanz zwischen Wien (Abbildung 10) als historisch geprägte Großstadt und dem restlichen Österreich (Abbildung 9) unterschieden werden. Während im übrigen Österreich Altbauwohnungen mit einem Anteil von rund 10% eine eher geringe Rolle spielen, ist der Anteil von Gründerzeitwohnungen in Wien mit über 25% deutlich höher.

Abbildung 9: Bauperiode der Wohnsitze (Österreich ohne Wien)



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Abbildung 10: Bauperiode der Wohnsitze (Wien)



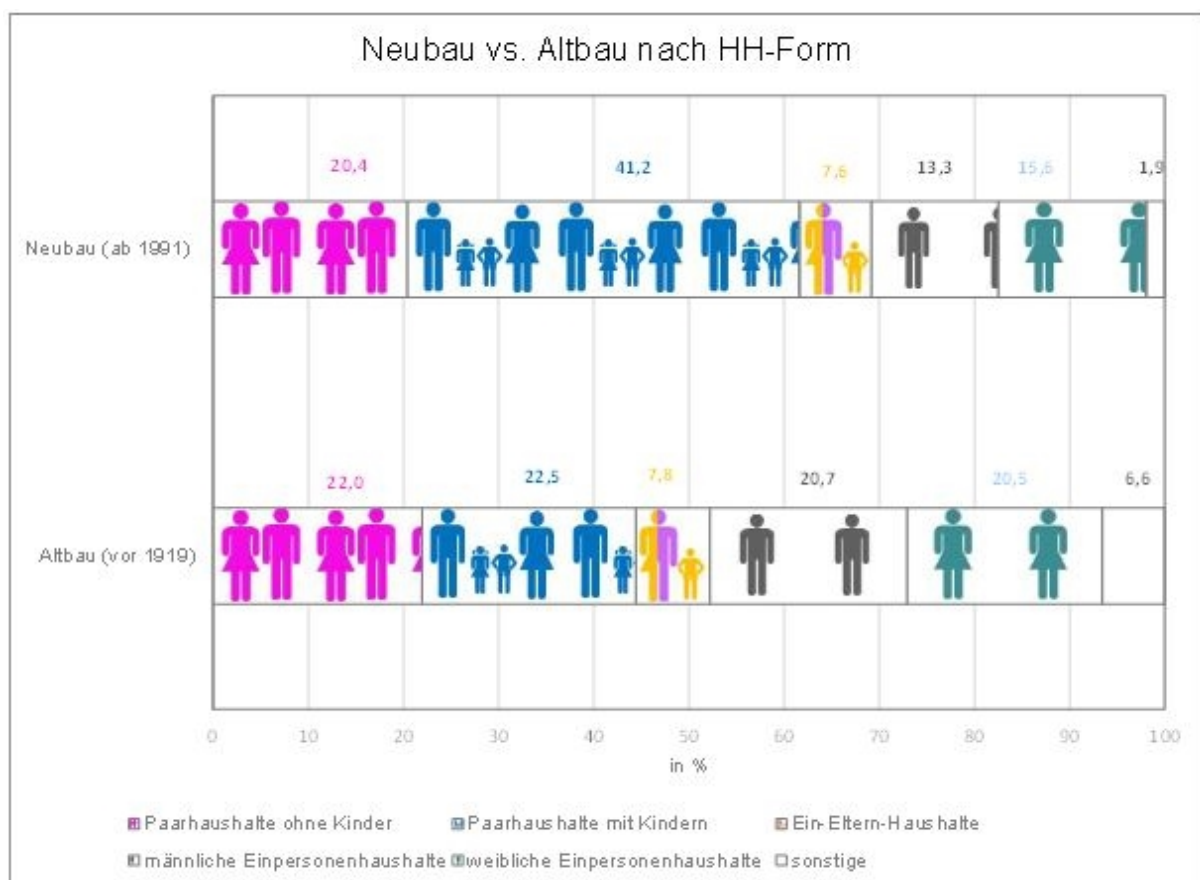
Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Die gegenteilige Sachlage stellt sich bei Neubauwohnungen (Baujahr ab 1991) dar. Deren Anteil steigt seit 2007 stetig, liegt in Wien mit einem Anteil von unter 20% aber deutlich unter jenen des übrigen Österreichs (knapp unter 30%).

Familien mit Kindern bevorzugen Neubauwohnungen

Über 40% der Haushalte im Neubau sind Familien mit Kindern. Demgegenüber sind dies im Altbau nur etwas mehr als 22%. Paarhaushalte und Ein-Eltern-Haushalte sind in Alt-, und Neubau etwa gleich verteilt. Single-Haushalte finden sich tendenziell häufiger im Altbau. Sonstige Haushaltstypen unter deren Subsumierung u.a. auch (Studenten-) WGs fallen, sind ebenfalls eher im Altbau anzutreffen.

Abbildung 11: Neubau vs. Altbau nach Haushaltsformen

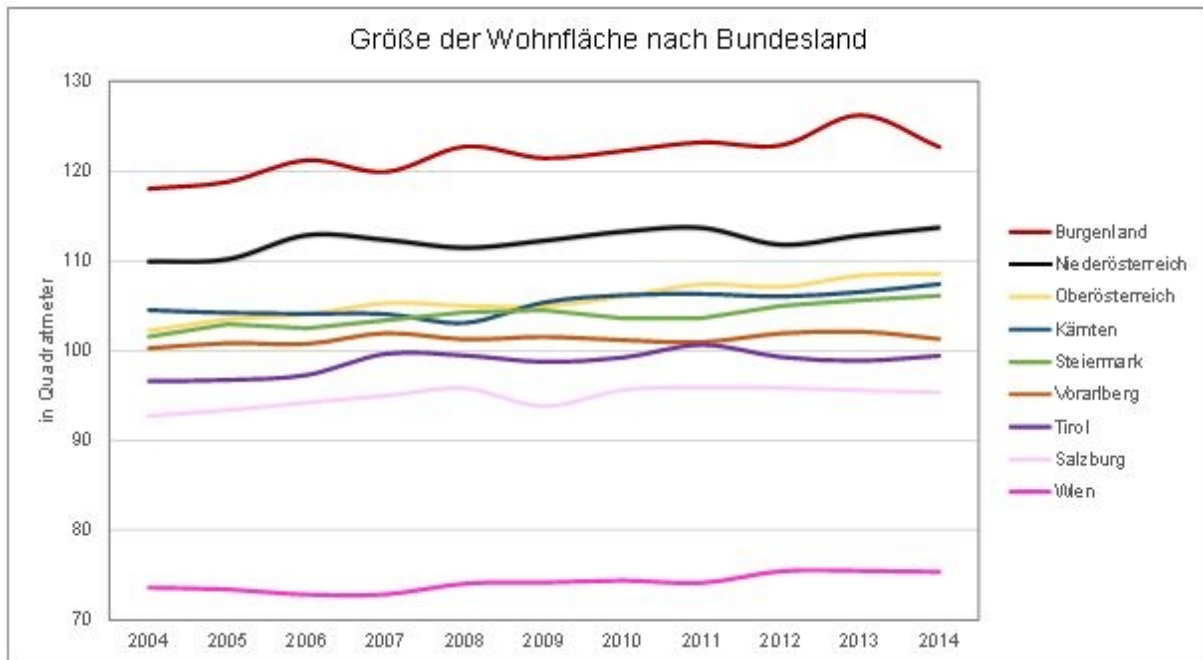


Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Das Burgenland hat die größte, Wien die kleinste Wohnfläche

Die Wohnfläche pro Wohneinheit nimmt in Österreich stetig zu, da Neubauten tendenziell größer dimensioniert bzw. kleine Altbauwohnungen zusammengelegt werden. Auf Bundesländerebene betrachtet, weist das Burgenland mit durchschnittlich über 120m² die absolut größte, auf der anderen Seite des Spektrums, die Großstadt Wien mit durchschnittlich 75m² die mit Abstand kleinste Wohnfläche auf (Abbildung 12).

Abbildung 12: Größe der Wohnfläche nach Bundesland

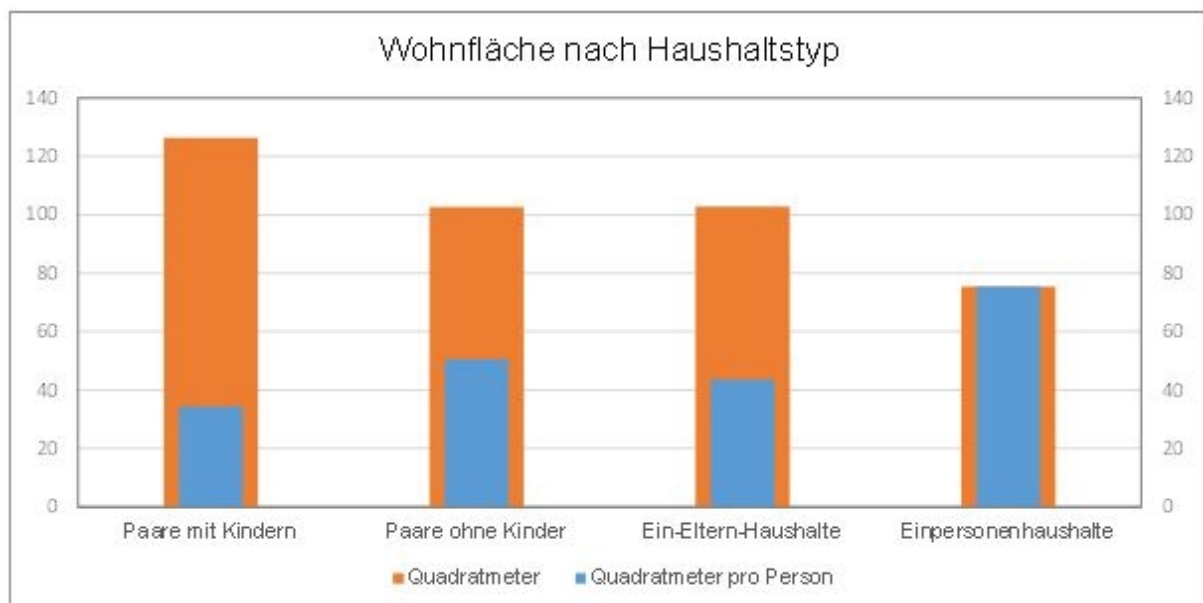


Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Paare mit Kindern haben die wenigsten Quadratmeter pro Person zur Verfügung

Paare mit Kindern haben österreichweit mit über 120m² absolut gesehen den größten, auf Personenebene heruntergebrochen jedoch mit rund 35m² den geringsten Wohnraum zur Verfügung (Abbildung 13). Single-Haushalte bieten ihrem einzigen Bewohner demgegenüber mit durchschnittlich 75m² deutlich mehr Wohnfläche.

Abbildung 13: Wohnfläche nach Haushaltstyp



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

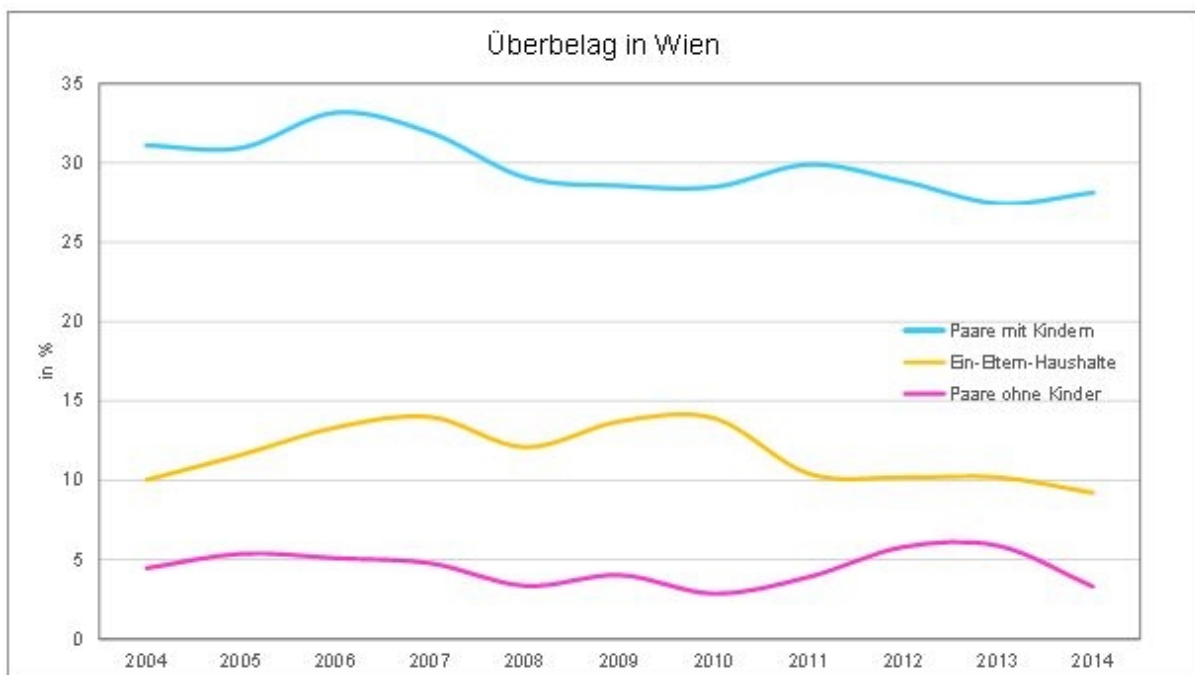
Daraus folgt, dass **Paare mit Kindern** jener Haushaltstyp sind, der **am häufigsten von Überbelag betroffen** ist.

Definition Überbelag nach Statistik Austria, Wohnen (2015:30): Dieser Indikator für unzureichende Wohnungsgröße basiert auf der Kombination von Wohnfläche und Haushaltsgröße. Als überbelegt gilt eine Wohnung bei einer Nutzfläche von...

- unter 35 Quadratmeter mit mehr als 1 Person, die in der Wohnung lebt.
- 35 bis unter 60 Quadratmeter für mehr als 2 Personen,
- 60 bis unter 70 Quadratmeter für mehr als 3 Personen,
- 70 bis unter 90 Quadratmeter für mehr als 4 Personen
- 90 bis unter 110 Quadratmeter für mehr als 5 Personen.
- Bei einer Wohnfläche ab 110 Quadratmetern wird kein Überbelag angenommen.

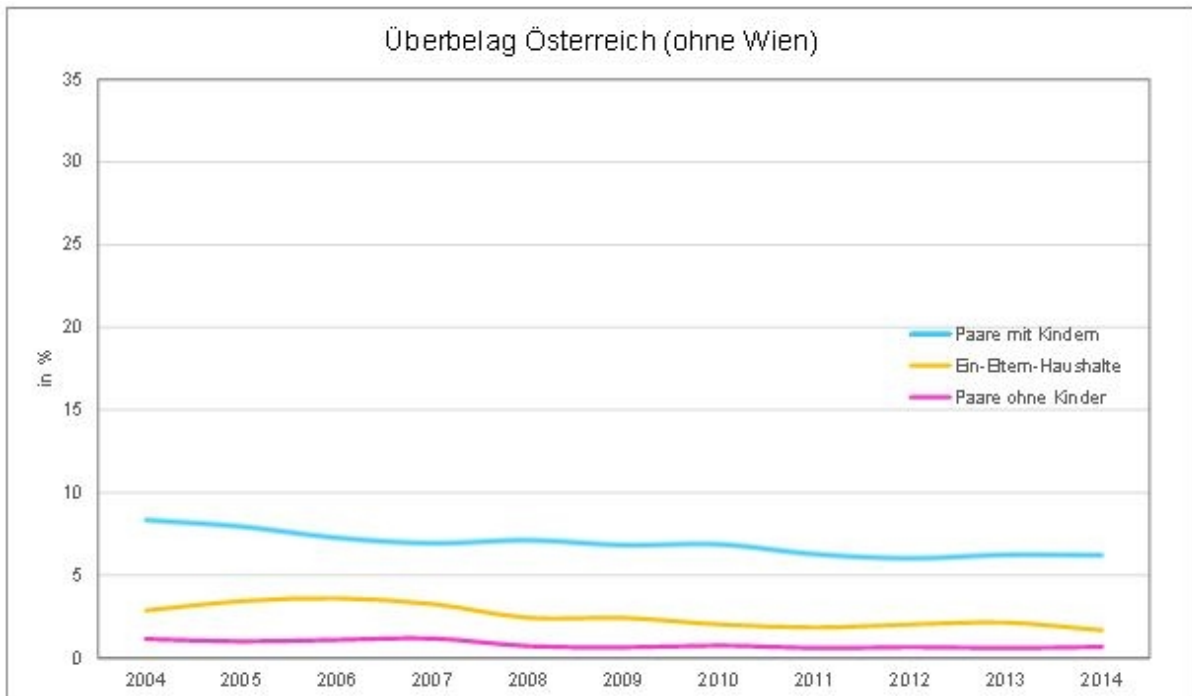
Besonders im städtischen Bereich, wie anhand von Wien (Abbildung 14) erkennbar, liegt der Anteil der Paarfamilien mit Kindern, die von Überbelag betroffen sind, mit 28% relativ hoch. In den letzten 10 Jahren kam es aber – wie auch im restlichen Österreich (allerdings auf einem anderen Niveau) (Abbildung 15) – zu einer leichten Reduktion des Überbelags.

Abbildung 14: Überbelag in Wien



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Abbildung 15: Überbelag Österreich (ohne Wien)



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Wird das Rechtsverhältnis zum Wohnobjekt betrachtet (siehe Abbildung 16), zeigen sich wie schon zuvor fundamentale Unterschiede zwischen der Großstadt Wien und dem übrigen Österreich.

Dominanter Anteil an Miet- und Genossenschaftswohnungen in Wien

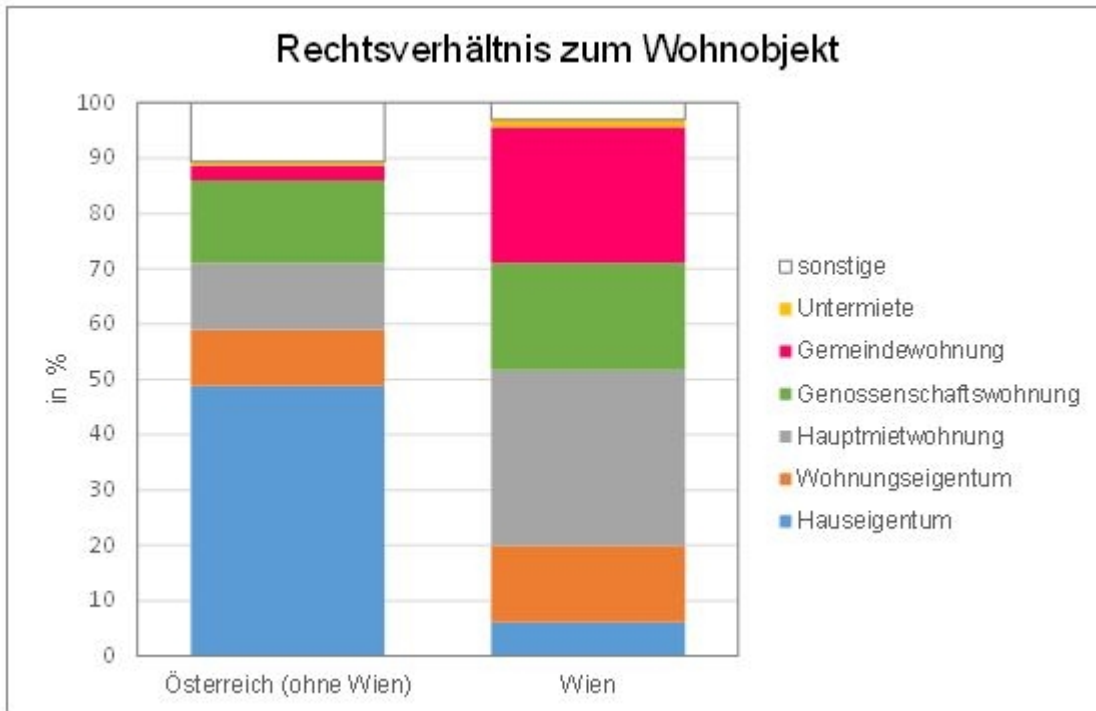
75% aller Wohnobjekte in Wien sind entweder in Hauptmiete oder Genossenschaftswohnungen. Hierbei teilen sich diese in rund 32% Hauptmiet-, 24% Gemeinde- und weitere 19% Genossenschaftswohnungen auf. Eigentumswohnungen spielen mit etwas unter 15% eine untergeordnete, Hauseigentum mit 6% so gut wie keine Rolle.

Hauseigentum als dominante Wohnform im übrigen Österreich

Außerhalb Wiens sind hingegen fast 50% aller Wohnobjekte im Hauseigentum. Danach folgen mit deutlichem Abstand mit 15% Genossenschafts- und mit 12% Hauptmietwohnungen. Der Anteil von Eigentumswohnungen beläuft sich auf rund 10%. Gemeindewohnungen stellen mit 3% nur einen kleinen Teil der Wohnobjekte.⁷

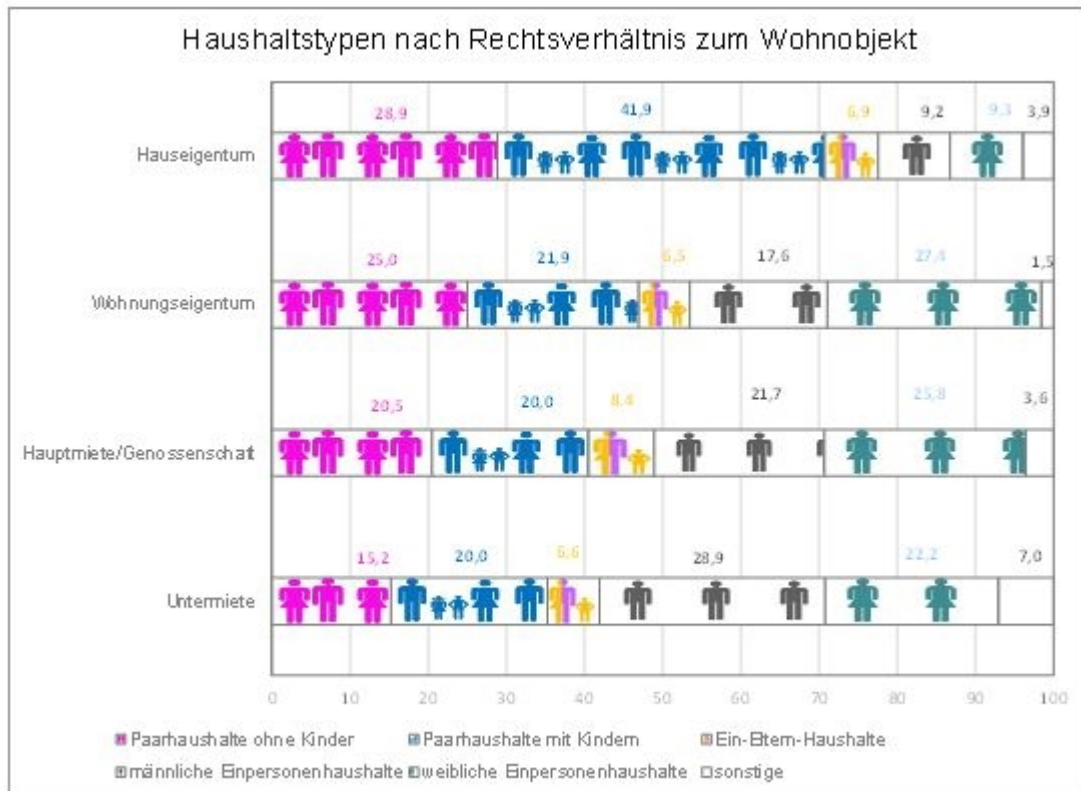
⁷ Der relativ hohe Anteil an „sonstigen“ Rechtsverhältnissen (rund 10%) außerhalb Wiens stammt zu einem Großteil von unentgeltlichen Wohnverhältnissen.

Abbildung 16: Rechtsverhältnis zum Wohnobjekt



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

Abbildung 17: Haushaltstypen nach Rechtsverhältnis zum Wohnobjekt



Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

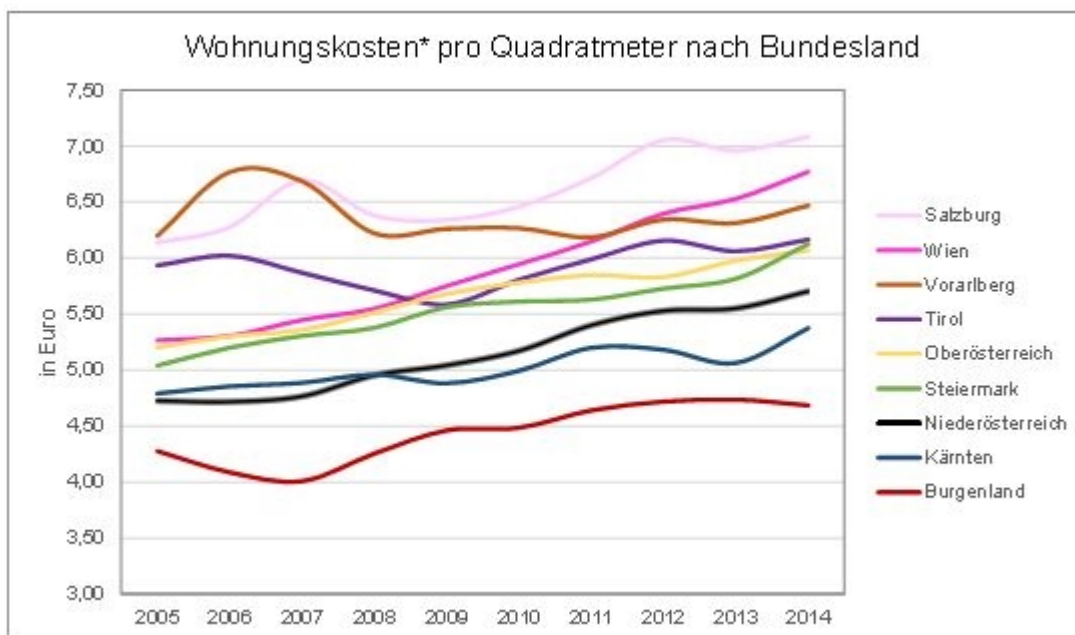
Paare mit Kindern wohnen überwiegend im eigenen Haus

Österreichweit gesehen tendieren Paare mit Kindern dazu, im Hauseigentum zu wohnen (rund 42% aller Haushalte in diesem Wohnsegment). In den restlichen Wohnsegmenten⁸ weisen sie einen konstanten Anteil von rund 20% auf (Abbildung 17). Ein-Eltern-Haushalte sind in etwa zu gleichen Teilen in allen Wohnsegmenten vertreten mit einem leichten Überhang bei Hauptmiete- und Genossenschaftswohnungen (dort rund 8,5%). Ältere Paare ohne Kinder (da schon verzogen) tendieren im Haus- oder Wohneigentum zu leben, während (noch) kinderlose jüngere Paare in Miet- und Genossenschaftswohnungen residieren. Weibliche Einpersonenhaushalte weisen ihren relativ höchsten Anteil bei Eigentumswohnungen, männliche Einpersonenhaushalte bei (der insgesamt gesehen jedoch sehr kleinen Wohnform) der Untermiete auf. Dies korrespondiert mit der zuvor gesehenen unterschiedlichen Altersverteilung der weiblichen und männlichen Single-Haushalte (vgl. Abbildung 5 & Abbildung 6).

Salzburg am teuersten, starker Anstieg der Wohnungskosten in Wien

Die Wohnungskosten pro Quadratmeter sind tendenziell steigend,⁹ wobei Wien über die letzten 10 Jahre den stärksten Anstieg zu verzeichnen hat. Salzburg hat mit durchschnittlich über 7 Euro die höchsten, Burgenland mit durchschnittlich 4,70 Euro die deutlich niedrigsten Wohnungskosten pro Quadratmeter (Abbildung 18).

Abbildung 18: Wohnungskosten* pro Quadratmeter nach Bundesland



*ohne Hauseigentum, mit Betriebs- & Heizkosten

Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

⁸ Da es innerhalb des Segments der Hauptmiet-, Gemeinde- und Genossenschaftswohnungen zu keinen erheblich unterschiedlichen Verteilungen nach Haushaltstypen kommt, wurden diese, um die Übersichtlichkeit zu fördern, in Abbildung 17 in eine Kategorie zusammengefasst.

⁹ Aufgrund der Stichprobengröße des Mikrozensus und der an sich schwer erhebbaren einzelnen Kostenbestandteile, sollten einzelne Schwankungen nicht überinterpretiert werden.

Junge zahlen mehr Miete als Ältere

Wohnungskosten sind aber nicht nur von der Lage, Ausstattungskategorie und Rechtsverhältnis abhängig, sondern zu einem erheblichen Anteil auch von der Dauer des Mietverhältnisses. Bei Neuverträgen werden im Allgemeinen deutlich höhere Mieten bezahlt, als bei Jahrzehnte alten Dauermietverträgen. Dies führt dazu, dass jüngere Menschen tendenziell höhere Mieten zu zahlen haben als ältere. Abbildung 19 stellt zur Veranschaulichung die durchschnittlichen Wohnungskosten von jungen (Alter zwischen 20-25 Jahren) und älteren (70-75 Jahren) Single-Haushalten gegenüber. Während alte Single-Haushalte auf durchschnittliche Wohnkosten von 5 Euro pro Quadratmeter kommen, liegen diese bei jungen Single-Haushalten bei knapp unter 8 Euro.

Abbildung 19: Wohnungskosten* junger vs. alter Single-Haushalte (pro Quadratmeter)



**ohne Hauseigentum, mit Betriebs- & Heizkosten*

Quelle: Mikrozensus, eigene Darstellung ÖIF

3 Ökologie und Nachhaltigkeit

Das Zuhause soll ein Ort der Erholung sein, ein Rückzugsort vor der fordernden Arbeitswelt, auch vom kindlichen Schulalltag zum Beispiel. Das erwarten wir vom "trauten Heim", dessen Bild vor allem von der Biedermeierzeit geprägt ist. Damals wurde der "Rückzug ins Private" in besonderer Weise geschätzt und zum gesellschaftlichen Leitbild der bürgerlichen Familie. Auch wenn es heute den Trend zur wohnähnlichen Nutzung öffentlicher Flächen gibt (siehe Kapitel "Aneignung"), hat die private Wohnung als Rückzugsort keinesfalls an Bedeutung verloren. Im Gegenteil: Sie bietet weiterhin Schutz und Raum für Regeneration, vielleicht mehr denn je, denn schon ist vom **Trend des Neo-Biedermeier** zu hören (vgl. Krückeberg et al. 2014). Was also braucht es, damit wir uns in unserer Wohnung geborgen fühlen, uns erholen und wieder Kraft für den (Arbeits-)Alltag schöpfen können?

Ein wichtiger Aspekt ist jener der Wohnumwelt, sowohl in sozialer Hinsicht, als auch im Zusammenspiel mit der gebauten und natürlichen Umwelt. Das *Health Environment* ist eines der großen Trendfelder, wie sie vom Zukunftsinstitut benannt werden (vgl. Gatterer et al. 2013: 26). Besonders für die urbane Landschaft wird die Schaffung "lebenswerter, nachhaltiger und gesunder Räume" angestrebt (ebd.). In diesem Kapitel sollen diese Aspekte der Umwelt- oder Ökopsychologie betrachtet werden, wenn es um den Wohnungsbau geht. Ebenso wird das Thema der Nachhaltigkeit in seinen verschiedenen Aspekten berücksichtigt.

Grün und Bäume tun der Gesundheit gut

Zahlreiche Studien aus dem Bereich der Ökopsychologie können mittlerweile belegen, dass der direkte Kontakt zur Natur positive Auswirkungen auf das menschliche Wohlbefinden und die Gesundheit hat. Die stärksten Effekte werden sichtbar, wenn wir uns inmitten der Natur aufhalten. Aber auch bereits ein Blick aus dem Fenster in die freie Natur beschleunigt die Regeneration. Pflanzen im Zimmer oder allein schon Bilder mit Naturmotiven tun ebenfalls Gutes (Deinsberger-Deinsweger 2014: 13f.). Tests, die über den Hautwiderstand den Stresslevel im Körper messen, haben so zum Beispiel gezeigt, dass vor allem die Farbe (Dunkel-)Grün beruhigt. Bäume haben dabei einen besonders beruhigenden Effekt auf den menschlichen Körper, und zwar besonders jene mit dachartigen, ausladenden Kronen, weil sie Geborgenheit und Schutz vermitteln. Demnach gefallen uns besonders die typischen Hausbäume, wie z.B. Nussbaum und Linde (Lohr & Pearson 2006; Kaufman & Lohr 2008; zit. n. Reichl 2014: 57.).

Gesundheitsfördernde Natur für Kinder, Kranke und alte Menschen

Natur tut uns allen gut. Aber besonders schutzbedürftige Menschen, wie zum Beispiel kranke, alte Personen oder auch Kinder profitieren davon, wenn sie naturnah leben. Das ist bereits bei der baulichen Planung zu berücksichtigen. Französische Fenster etwa (das sind jene, die bis zum Boden reichen) und Glasbrüstungen ermöglichen bettlägerigen Kranken oder alten Personen den Blick nach draußen, eben idealerweise in die Natur. Dies soll zu ihrer Regeneration beitragen. Und auch für Kinder können umweltpsychologische Studien zeigen, dass die Integration von Natur in ihr Wohnumfeld eine wichtige Rolle spielt.

- Wenn Kinder Stress ausgesetzt sind, bewirkt eine Vegetation in der Wohnumgebung eine bessere Stressbewältigung und hat eine positive Auswirkung auf ihr Selbstwertgefühl (Wells & Evans 2003, zit. n. Reichl 2014:70).

- Wenn Kinder von einer eher reizarmen in eine begrünte Wohnumgebung umziehen, erhöht das ihre kognitive Leistungsfähigkeit (Wells 2000, zit. n. ebd.).
- Kinder profitieren von einem Aufenthalt draußen vor allem dann, wenn sie dort sichere (z.B. autofreie) Freiräume zum Spielen finden. Hier gibt es nicht nur eine physische (stressreduzierende), sondern auch eine soziale Wirkrichtung: Eine Studie zeigte, dass Kinder mehr Spielgefährten haben, wenn "die Wohnumgebung sicher vom Straßenverkehr ist" (Hüttenmoser 1995; zit. n. ebd.).

Nachhaltiger Wohnbau: Österreich seit den 1990ern vorne dabei

Das Handlungsprinzip der Nachhaltigkeit ist im Wohnbau mittlerweile fest verankert. Vor allem die in Österreich weit verbreitete Wohnbauförderung hat sich dem Thema Wohnqualität und Nachhaltigkeit angenommen. Bereits seit Mitte der 1990er Jahre gilt für Bauträgerwettbewerbe in Wien ein **Dreier-Katalog** der Nachhaltigkeits-Kriterien, die bei der Einreichung berücksichtigt werden müssen: **wirtschaftliche, ökologische und soziale Nachhaltigkeit**. Die wirtschaftliche Nachhaltigkeit umschließt etwa die Aspekte Energiesparen und Energieeffizienz, die ebenfalls die ökologische Nachhaltigkeit verbessern. Letztere strebt außerdem eine Verringerung des Ressourcenverbrauchs und den Einsatz umweltverträglicher Technologien an. Neuer ist das Kriterium der sozialen Nachhaltigkeit, die auf das menschliche Miteinander fokussiert und zum Beispiel im Blick hat, wie ein Haus oder eine Wohneinheit geplant und gebaut werden soll, so dass dieses Miteinander reibungslos verläuft, sich der Mensch in seiner Wohnumwelt wohlfühlt und lange dort wohnen bleibt. Denn, so sagt etwa Harald Deinsberger: "Je mehr Lebensqualität ein Habitat bieten kann, desto seltener wird es verlassen, umgebaut oder abgerissen" (ebd. 2014: 13).

Wohnbauförderung unterstreicht den ökologischen Aspekt

Vor allem was die ökologische Komponente angeht, gehöre Österreich "weltweit zu den führenden Ländern im Bereich nachhaltiger Gebäude" (Greisberger 2011: 2), das ist Tenor in der gängigen Literatur. Auch in unseren Fokusgruppen bekräftigen die Fachleute diesen positiven Zusammenhang zwischen Wohnbauförderung und nachhaltigem Wohnbau. Andreas Oberhuber, Experte aus dem Bereich der Wohnbauforschung unterstreicht, dass in Österreich die Förderkriterien wesentlich mehr verlangen würden als die Allgemeine Bauordnung eines Landes, d.h. als es im freifinanzierten Wohnbau der Fall wäre. Das sei vor allem im ökologischen Bereich der Fall. In unserer Fokusgruppe wird jedoch darauf hingewiesen, dass diese strengen Kriterien durchaus auch einmal Finanzierungsprobleme verursachen könnten – auch wenn sie generell erstrebenswert sind.

"Ein Passivhaus ist nicht automatisch ökologisch"

Die Klassiker der ökologisch nachhaltigen Gebäudekonzepte sind das Passivhaus und das Sonnenhaus. Das Passivhaus strebt die Minimierung des Energieaufwands an und spart z.B. Heizenergie durch Wärmedämmung, kompakte Bauweise etc. Das Sonnenhaus (auch Solaraktivhaus) setzt hingegen darauf, die benötigte Energie selbst zu erzeugen, z.B. durch eigene Solarkollektoren oder große südseitige Fenster (vgl. Bayer et al. 2011:9).

In den Fokusgruppen gibt es nun mehrfach den Hinweis, dass energieeffiziente Bauweisen nur ein Teilaspekt der Nachhaltigkeit sind. Der Wohnpsychologe Deinsberger möchte mit dem Vorurteil aufräumen, dass ein Passivhaus automatisch ökologisch sei.

Denn im Zusammenhang mit der Nahversorgung sei es doch so, dass ein nicht energieeffizientes Haus in Ortsnähe deutlich besser abschneidet als ein Passivhaus, das in freier Natur gebaut wird – bedenkt man die Wege, die von den BewohnerInnen zurückgelegt werden müssen, um die notwendige Infrastruktur wie Einkaufsmöglichkeiten, Job oder Schule zu erreichen. "Da ist eine nicht isolierte Gründerzeitwohnung letztlich energieeffizienter als ein Neubau im ländlichen, unterversorgten Gebiet", sagt Architekt Brand. Außerdem wisse man noch zu wenig über den langfristigen Wärmekonsum von Passivhäusern. Energie-Monitoring würde im Vergleich zu Niedrigstenergiehäusern bei Passivhäusern seltener vorgenommen; ob sich die Kosten deshalb langfristig amortisieren würden, sei kaum erforscht.

"... dass man nicht jedes Wochenende flüchten muss ins Grüne"

Ein aktueller Schwerpunkt in ganz Europa sei momentan die Aufwertung der bereits *bestehenden* Wohnungen v.a. unter ökologischen, aber auch unter sozialen Aspekten, so hören wir es in den Fokusgruppen. Der Erhalt von Altbestand und die Aufwertung bereits bestehender Stadt-Wohnungen durch Sanierung sei eine Maßnahme der Nachhaltigkeit, denn so müsse man letztendlich "nicht jedes Wochenende ins Grüne flüchten", wie ein Fachmann in der Fokusgruppe betont. Der (Auto-)Verkehr zwischen Stadt und Land würde entlastet, was ökologisch von Vorteil ist. Für die Wohn- und Architekturpsychologie stellt sich somit die Frage, wie ein Haus aussehen muss, das man am Wochenende nicht verlassen möchte.

Trend: Verdichtete Wohnformen

Auch die Entwicklung verdichteter Wohnformen zielt in die Richtung von Nachhaltigkeit. Baumeister Herbert Reichl berichtet von einer Initiative in Salzburg: Ältere Menschen in Einfamilienhäusern werden von Bauträgern angesprochen und gefragt, ob sie zu einem Umbau bereit wären, sodass noch eine Familie einziehen kann beziehungsweise zwei Häuser auf dem Grundstück stehen würden. Grund für diese Initiative war die Tatsache, dass im Salzburger Stadtgebiet kaum noch leistbare Grundstücke verfügbar waren. Mit der Nachverdichtung spare man Grund und Kosten, außerdem würden quasi als "Nebeneffekt" auch soziale Prozesse in Gang gebracht, wie erweiterte Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Jung und Alt oder zwischen allein Wohnenden. Reichl hat jedoch beobachtet, dass es nicht immer leicht ist, die älteren Menschen für diese Art von Umbau zu gewinnen; besonders die Alten unter den Älteren seien skeptisch.

Neu im Blick: Soziale Nachhaltigkeit

Soziale Nachhaltigkeit beinhaltet vielerlei Aspekte, die wiederum in anderen Trends enthalten ist, wie z.B. die Aneignung öffentlicher Räume (siehe Kapitel 7) oder der Wunsch nach gemeinschaftlichen Wohnkonzepten (siehe Kapitel 6). Es handelt sich also um einen komplexen Begriff, der mehrere Definitionsinhalte hat. Im Wiener Wohnbau beispielsweise ist die soziale Nachhaltigkeit seit 2009 eine von vier Dimensionen, die bei Bauträgerwettbewerben als Förderkriterium berücksichtigt wird (neben Planung, Kosten und Ökologie). Vier Dimensionen von sozialer Nachhaltigkeit werden bei Einreichungen überprüft (vgl. Förster 2011: 13):

1. Alltagstauglichkeit (z.B. ausreichend Stauräume, geeignete Abstellplätze für Fahrräder und Kinderwägen, barrierefreie (Außen-)Räume, Maßnahmen zur Erhöhung der Wohnsicherheit)
2. Kostenreduktion durch Planung und Finanzierung (z.B. alternative Stellplatz- und Mobilitätskonzepte anstelle von (Tief-)Garagen)

3. Wohnen in Gemeinschaft (z.B. Mitbestimmung bei Planung, Bau und Nutzung; kommunikative Qualitäten der Allgemeinflächen und Begegnungsbereiche; Aneignbarkeit der (Außen-)Flächen durch unterschiedliche Nutzer- und Altersgruppen)
4. Wohnen für wechselnde Bedürfnisse (z.B. Angebote für spezifische Nutzergruppen, bei Personen mit Betreuungsbedarf in Kooperation mit einem Betreiber)

Partizipation

Besonders verbreitet ist im Zusammenhang mit der sozialen Nachhaltigkeit der Begriff der Partizipation. Er bezieht sich auf die o.g. genannte Mitbestimmung jetziger oder zukünftiger BewohnerInnen: Man plant etwa die Gartengestaltung gemeinsam, richtet die Gemeinschaftsräume zusammen ein oder baut nachbarschaftliche Netzwerke auf. Findet die gemeinschaftliche Planung bereits während der Errichtung des Gebäudes statt, spricht man von **Baugruppen**. Diese sind derzeit sehr beliebt. Sie werden nicht nur in speziellen Wohnprojekten sichtbar, sondern sind mittlerweile schon weit verbreitet, so berichten die ExpertInnen in unseren Fokusgruppen.

"Nachhaltigkeit muss Spaß machen"

Die "Nachhaltigkeit ist erwachsen geworden", so heißt es im Immobilienreport des Zukunftsinstituts (2014: 62). Dass wir versuchen, Energie zu sparen, dass wir Müll trennen, sei mittlerweile eine Selbstverständlichkeit, ökologisch-nachhaltiges Handeln ist zu einem neuen Imperativ geworden. Jedoch sei auf der emotionalen Ebene ein neuer Trend erkennbar: "Nachhaltigkeit muss Spaß machen", man wolle die "Resultate sehen und erleben können" (ebd.). Die Gefühle von Betroffenheit und Scham, die vor allem früher einem ökologisch-ethisch korrekten Handeln zugrunde lagen, würden vom Wunsch nach Vergnügen in den Hintergrund gedrängt. Das so genannte "Upcycling" ist ein Beispiel dafür.

"Upcycling"

Vergnügen bereitet zum Beispiel das kreative Recyceln oder der Konsum dieser Artikel. Upcycling bedeutet: Ausrangierte oder defekte Artikel werden nicht mehr weggeworfen, sondern sie werden zu einem neuen, und dabei höherwertigem (deshalb "up"ycling), Produkt verarbeitet. Besonders in der Kunstszene und der Design-Branche gibt es zahlreiche Beispiele: Aus ausrangierten LKW-Planen oder Airbags werden Messenger-Taschen und Geldbörsen, aus alten Fahrradschläuchen werden Gürtel, aus Ölfässern Schränke und Tische gefertigt.¹⁰ Die Produkte erhalten dadurch nicht nur selbst ein "Upgrade", sondern stiften bei den Konsumenten und bei den Upcyclern selbst ein Gruppen- und Erfolgserlebnis – das typisch sei für unsere Zeit, so die Autoren des Zukunftsreports. Denn man kann auch selbst upcyclen. Interessierte treffen sich in fest installierten Upcycling-Cafés oder in themenspezifischen Upcycling-Workshops, z.B. Nähworkshops oder Weihnachts-Upcycling.¹¹

¹⁰ z.B. auf <http://www.upcycling-deluxe.com>

¹¹ z.B. <http://www.transition-bamberg.de/event/upcycling-cafe>

Upcycling in der Architektur: Ein Haus aus Müll

Nicht nur im Produktbereich, sondern auch im Wohnbau ist Upcycling ein wachsender Trend. Ziel ist es, für den Hausbau möglichst wenige neuwertige Materialien und stattdessen Abfälle oder nutzlose Stoffe zu verwenden. Das wohl prominenteste Beispiel eines Upcycle-Haus steht in Dänemark und ist ein 130 Quadratmeter großes Fertighaus, gebaut von der Firma *Lendager Arkitekter*. Es besteht komplett aus bereits verwendeten Materialien, wie z.B. Flaschen, schon einmal verbauten Fenstern und Latten. Alte Zeitungen dienen als Isolationsmaterial.¹² Auch in Österreich gibt es Beispiele für Upcycling-Häuser.

Auf den folgenden Seiten werden nun drei Praxisbeispiele vorgestellt, die hauptsächlich den Bereich Ökologie und Nachhaltigkeit betreffen, aber teilweise auch die anderen Trends abbilden, wie sie in den anderen Kapiteln beschrieben sind. Eine klare Trennung ist schwierig.

¹² vgl. <http://green.wiwo.de/wohnen-in-daenemark-steht-ein-ganzes-haus-aus-abfall> (Zugriff: 17.11.2015)

(1) GREENHOUSE: Wohnen im hochenergieeffizienten Passivhaus



Name: Studierendenheim GreenHouse
Lage: Sonnenallee 41, 1220 Wien
Architektur: aap.architekten ZT-GmbH
Bauzeit: 2013-2015, Fertigstellung im März 2015
Grundstücksfläche: 3.820m²,
Nutzfläche: 9.860m²
Bauherr: WBV-GPA Wohnbauvereinigung für Privatangestellte
Wohneinheiten: 216 Einzelzimmer à 20m², 30 Doppelzimmer, 67 WG-Zimmer
Ausstattung: jeweils Bad und Küchennische, TV- und Internetanschluss
Heimträger: OeAD Wohnraumverwaltungs

GmbH, ÖJAB Österreichische Jugendarbeiterbewegung, WBV-GPA Wohnbauvereinigung für Privatangestellte

Zielsetzung: Plus-Energie-Haus

Im März 2015 wurde das Studierendenwohnheim GreenHouse im neuen Wiener Stadtteil Aspern eröffnet. Es wurde nach neuesten technologischen Standards für energieeffizientes Bauen errichtet. Ziel des GreenHouse ist es, die Energie, die es braucht, gänzlich selbst zu produzieren. Zu diesem Zweck wurde eine größtmögliche Photovoltaik-Anlage auf dem Dach angebracht. Man hat die Ambition, einen etwaigen Stromüberschuss in Batterien zu speichern und bei Bedarf dem Studierendenwohnheim wieder zuzuführen, d.h. ein Plus-Energie-Haus zu sein.

Laufendes Monitoring

Ein laufendes Monitoring soll die Energieeffizienz des Gebäudes langfristig dokumentieren und belegen. Natürlich spielt dabei das Nutzungsverhalten eine entscheidende Rolle. In Kooperation mit ASCR (Aspern Smart City Research GmbH und CO KG) werden in so genannten Referenzzimmern Daten zum Energieverbrauch gemessen und ausgewertet. Registriert wird, wie viel Wasser verbraucht wird, wie oft Energiequellen in Betrieb genommen werden, und in welchem Ausmaß die Heizung genutzt wird. Es gibt auch Zimmer, in denen der Fensterkontakt gemessen wird, d.h. wie oft die Fenster geöffnet werden.

Bewusste Auswahl von energieverbrauchenden Komponenten

Da jede Wohneinheit umfassend ausgestattet ist mit eigener Kochnische und Sanitäranlage, befinden sich auf relativ kleinem Raum viele energieverbrauchende Komponenten. Im Sinne der Nachhaltigkeit wurde bereits in der Planung auf die Ausstattung geachtet und nur Geräte mit geringem Energieverbrauch integriert.

Die bedarfsgesteuerte Lüftungsanlage ist eine weitere Besonderheit des GreenHouse. Sie wurde extra entwickelt um den Energieverbrauch niedrig zu halten. So wird in jedem Raum die Luftqualität mit Hilfe von CO₂-Sensoren gemessen und die Leistung der Lüftungsanlage je nach Frischluftbedarf automatisch adaptiert.

Besonders in Studierendenheimen ist der erhöhte Warmwasserverbrauch ein Thema. Bei den Wasserarmaturen im GreenHouse wurde daher bewusst der Kaltwasserbereich erweitert: Die Einhebelarmaturen sind in der Mittelstellung auf Kaltwasser eingestellt und erst durch gezieltes Drehen des Hebels in Richtung Warmwasser wird die Warmwasseraufbereitung initiiert.

Barrierefreiheit, Gemeinschaft, Internationalität

Das GreenHouse wird von drei Heimträgerorganisationen betrieben und ist in drei Baukörper gegliedert. Neben Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein waren den Betreibern auch Barrierefreiheit, Internationalität und ein breites Angebot an Gemeinschafts- und Erschließungsflächen mit diversen Nutzungsschwerpunkten ein Anliegen. Über die gesamte Erdgeschosszone verteilt befinden sich einladende Gemeinschaftsräume, wie Waschsalon, Musikzimmer, Besprechungs- und Meditationsraum, Fitnessräume und eine Sauna. Zusätzlich kann in verschiedenen Stockwerken gemeinsam gekocht, gelernt, und ferngesehen werden. Ein großer Mehrzweckraum steht für Veranstaltungen und Partys zur Verfügung. Im begrünten Hof finden sich Sitzgelegenheiten und Hängematten. Vielfältige Wohnformen, vom Einzelzimmer bis zu stockwerkübergreifenden Wohngemeinschaften, sind relativ kostengünstig, für bis zu höchstens EUR 400,-/Person im Monat, verfügbar. Die Heimleitung ist im Gebäude verortet und für Anliegen der BewohnerInnen zugänglich.

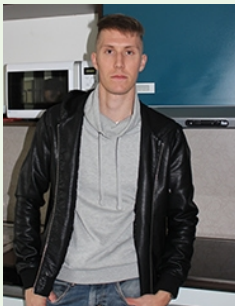
Und was sagen die BewohnerInnen? Ad-hoc-Statements

Als wir uns im September 2015 vor Ort über das GreenHouse informieren, kommen wir in Kontakt mit einigen BewohnerInnen und nutzen die Chance, sie zu fragen, was sie am GreenHouse schätzen.



"I chose the house because of the ecological aspects!"

Die Chemiestudentin Raguel ist sehr an Nachhaltigkeitsthemen interessiert und hat sich daher ganz bewusst für das GreenHouse während ihres Forschungssemesters in Wien entschieden. Sie wohnt in einem der Referenzzimmer und findet die Idee gut, dass Messungen zum Energieverbrauch gemacht werden. Sie mag die "schöne lebendige Farbensetzung, viele Grüntöne und warme Naturfarben, die sich durch das Gebäude ziehen". Sie hat das Studierendenheim an FreundInnen weiterempfohlen, berichtet aber, dass es bereits eine lange Warteliste an Interessierten gibt. Raguel (21, Brasilien)



"Günstig und für jeden etwas dabei!"

Sven wohnt erst seit kurzem im GreenHouse und nennt das günstige Preis-Leistungsverhältnis als klaren Vorteil. "400 Euro kostet das Zimmer im Monat, "mit allem Drum und Dran". Da ist für jeden etwas dabei, das findest du nicht in einem anderen Studierendenwohnheim, nicht zu diesem Preis!" Neben dem reichhaltigen Freizeitangebot findet Sven die ruhige Lage und trotzdem direkte U-Bahn Verbindung zu seiner Uni toll. Und "dass der Strom selbst erzeugt wird", gefällt ihm zusätzlich am GreenHouse. Sven (22, Österreich)



"Best place to stay"

Besonders angetan sind Emir und Adam von der "Multikulti-Zusammensetzung" der HeimbewohnerInnen, den vielseitigen Angeboten im Haus (Freizeiträume für verschiedene Bedürfnisse) und, "dass es auch recht ruhig ist, wenn man wirklich einmal lernen muss". Während Adam sich der Besonderheit seiner neuen Unterkunft nicht bewusst war, hat der Ökologieaspekt Emir bei der Wahl seiner Unterkunft stark beeinflusst: "Ich mag es, wenn ich dazu beitragen kann, den ökologischen Fußabdruck klein zu halten. Das gelingt gut in einem Passivhaus, wie dem GreenHouse." Emir (26, Bosnien), Adam (24, Ungarn)

Im Gespräch mit der GreenHouse-Architektin Alexandra Frankel

Frau Frankel, was sollte in Bezug auf ökologisch, nachhaltiges Bauen bedacht werden?

Natürlich ist ökologisches, nachhaltiges Bauen mehr als nur das Passivhaus. Ein Passivhaus ist nicht unbedingt per Definition ein Statement für nachhaltiges Bauen, wohl aber die bauphysikalische Grundvoraussetzung, um zu gewährleisten, dass so wenig Energie wie möglich verbraucht wird. Jede Energie, die nicht abgerufen werden muss, ist ein Gewinn für die Umwelt. Wenn ich das einmal erfüllt habe, sollte zusätzlich auch die Wahl von ökologischen Baustoffen und Materialien etc. bedacht werden.

Das Ideal wäre demnach die Kombination aus Passivhausstandard und ökologischen Baustoffen?

Ja, leider zwingt der hohe Kostenaufwand in Bezug auf ökologische Baustoffe die Baubranche sehr oft zur Wahl von weniger nachhaltigen Alternativen. Ökologische Baustoffe werden zwar beworben und auch mit Umwelt- und Klimaschutzpreisen für Nachhaltigkeit ausgezeichnet. Wenn diese jedoch in der Praxis nicht leistbar sind, nicht einmal für den "Häuslbauer", bringt das sehr wenig. Im Fall von Studierendenheimen würden sich die enormen Errichtungskosten in den Wohnkosten niederschlagen und das Wohnen somit für diese Zielgruppe unleistbar machen. Ich würde mir wünschen, dass die ökologischen Baustoffe, die es am Markt schon gibt, für den sozialen Wohnbaubereich in Zukunft leistbar werden.

Woran kann jede/r von uns denken, wenn man von nachhaltigem Wohnen spricht?

Nachhaltiges Wohnen muss nicht viel kosten, wenn man, z.B. so wie im GreenHouse, genau überlegt, welche energieverbrauchenden Komponenten Eingang in die Ausstattung finden. Dabei muss die Anschaffung nicht mit Mehrkosten verbunden sein. Die energieeffizienteste Mikrowelle, die für das GreenHouse gewählt wurde, war bei weitem nicht die teuerste. Darüber können sich auch Privatpersonen informieren. Es geht dabei um Wissen und Bewusstseinsbildung und die Eigenverantwortung als KonsumentIn. Das gilt auch für den Wohnbau im Allgemeinen: Wenn KonsumentInnen nach nachhaltigen Wohnformen verlangen, wird der Markt darauf reagieren. Um bereits Kindern das Thema des energieeffizienten Bauens näherzubringen, haben wir von aap.architekten (Martina Feirer und Alexandra Frankel) ein Kinderbuch mit dem Titel "Wir bauen uns ein Passivhaus" verfasst.

Haben Sie noch weitere Ideen zum Thema Energiesparen?

Mit Fokus auf das NutzerInnenverhalten gab es Ideen für das GreenHouse, die leider aus ökonomischen Gründen nicht umgesetzt werden konnten, durchaus aber für zukünftige Entwicklungen von Interesse sind. Die Einführung eines Chipkartenmodells, wie es bereits in Hotels üblich ist, wäre ein Beispiel. Hierbei wird eine Chipkarte benötigt, um den Stromkreis im Appartement zu schließen. Der Energieverbrauch während der Abwesenheit von BewohnerInnen kann somit deutlich reduziert werden. So ein Chipkartensystem könnte man auch verwenden, um ein Energieguthaben an den Fitnessrädern im Fitnessraum zu "erstrampeln". Somit könnten Studierende durch sportliche Betätigung ihren eigenen Strom erzeugen und diesen z.B. für den Betrieb der Waschmaschine nutzen.

Weiterführende Informationen

www.aap.or.at/projekte/wohnbau/studentenheim-greenhouse

www.ascr.at

Kontaktperson:

Arch DI Alexandra Frankel
Klima aktiv Planerin
aap.architekten
1/6 Albertplatz
1080 Wien

(2) GARTENSTADT PUCHENAU: Wohnen mit der Natur



Name: Gartenstadt Puchenuu
Lage: Gemeinde Puchenuu bei Linz
Errichtung: 1963-2000 (3 Bauteile)
Architekt: Prof. Dr. Dr. h.c. Roland Rainer
Bauträger und Verwaltung: Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungs-GmbH Neue Heimat (Gartenstadt I und II); GWB (Gartenstadt Ost).
Wohneinheiten: ca. 1.000 Wohneinheiten (Eigentumswohnungen bzw. -häuser; Mietwohnungen)
BewohnerInnen: ca. 2.200 Personen
Gesamtfläche: 27ha (Länge: 1,5km; Breite: 100-150m)

Österreich gilt als Land der "Häuslbauer", wo der Traum vom Eigenheim im Grünen eine weite Verbreitung findet. Neu entstehende Einfamilien-Gebiete, die zunehmend in die Landschaft hineinwachsen, bergen aber die Gefahr einer Zersiedelung. Die Wohnsiedlung in der Gartenstadt Puchenuu ermöglicht durch einen minimalen Bodenverbrauch einen sorgsamem Umgang mit der Natur und vermag es gleichzeitig, den Traum vom privaten Rückzugsort im Grünen zu erfüllen.

Die Idee

Das Konzept der Gartenstadt sieht eine Kombination des städtischen Lebens mit unmittelbarem Bezug zur Natur vor und wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom Briten Ebenezer Howard begründet. So sollte der Wohnungsmangel, der durch die zunehmende Urbanisierung im Zuge der Industrialisierung entstanden war, bekämpft und die Wohn- und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft grundlegend verbessert werden. Die Gartenstadt in Puchenuu, die vom Architekten Roland Rainer geplant wurde, lehnt sich an das Konzept Howards an. Sie steht für eine innovative Form des Zusammenlebens bei gleichzeitiger Wahrung der Privatsphäre und einem Bezug zur Natur. Die Gemeinde Puchenuu liegt entlang der Donau und zählt mit einer Entfernung von nur vier Kilometer zum städtischen Erweiterungsgebiet Linz bei gleichzeitiger Nähe zur Natur. Die Siedlungsanlage wurde in insgesamt drei Bauteilen in den Jahren 1963 bis 2000 errichtet: Puchenuu I (1963-1968), Puchenuu II (1978-1995), Puchenuu Ost (1998-2000). Mit insgesamt nahezu 1.000 Wohneinheiten ist sie das Ergebnis einer durch drei Jahrzehnte betriebenen Forschungs- und Entwicklungsarbeit zum Wohnen mit der Natur.

Ökologische und soziale Nachhaltigkeit

Das Konzept der Gartenstadt berücksichtigt sowohl ökologische (z.B. Energieversorgung mittels Solaranlagen, Warmwasseraufbereitung durch Sonnenkollektoren) als auch soziale Aspekte der Nachhaltigkeit: Durch die umweltverträgliche, flächensparende Erschließung im verdichteten Flachbau in Verbindung mit dem antizipierten Wunsch eines selbstbestimmten Wohnens im Einfamilienhaus mit Garten inmitten des weitgehend naturbelassenen Erholungsgebiet am Donauufer, können die BewohnerInnen in direktem Kontakt mit der Natur leben und gleichzeitig ausreichend soziale Kontakte pflegen. Aufgrund der topografischen Lage des Areals – ein leicht abfallendes Grundstück – gelang es, jede Wohnung und jedes Haus nach Süden auszurichten, ohne angrenzende NachbarInnen zu stören.

Die Vielfalt der Wohntypen und die damit einhergehenden unterschiedlichen Größen der Einheiten (Wohnfläche von ca. 50m² bis über 100m²) adressieren eine breite Zielgruppe. Sie reichen von vorgefertigten Einfamilienhäusern über Reihenhäuser bis zu den mehrgeschossigen Wohnanlagen, die als Schallmauer dienen, um den Lärm der angrenzenden Bundesstraße und Bahnlinie abzuwehren.

Trotz der dichten Bebauung verfügt jede Wohneinheit über eine kleine private Grünfläche (Balkon, Loggia, Wintergarten, Terrasse oder Garten), die als erweiterter Wohnraum dient und einen fließenden Übergang zwischen Innen- und Außenraum herstellt. So wird den BewohnerInnen und insbesondere den Kindern ein geschützter Lebensraum im Freien geboten, der trotz geringer Fläche eine Verbundenheit mit der Natur ermöglicht (z.B. Miterleben der Jahreszeiten, "Garteln", etc.).

Die Garagen und Parkplätze befinden sich alle entlang der Grundstücksgrenze, wodurch die Siedlung größtenteils autofrei ist. Sie ist über geschützte fußläufige Erschließungswege und eine Promenade zugänglich, die, gemeinsam mit den Freiräumen, intensiv von Kindern und Jugendlichen sowie für diverse nachbarschaftliche Begegnungen (Straßenfeste, etc.) genutzt werden. Die Infrastruktur schließt ein Gemeindepfarrzentrum, Kindergarten, Schule, Ärzte und Apotheke sowie ein Einkaufszentrum in zentraler Lage ein.

Nachfolgeprojekte

Die Gartenstadtsiedlung Puchenau gilt seit ihrer Umsetzung als Vorzeigemodell. Vielerorts entstanden Nachfolgeprojekte; z.B. Wohnsiedlung Leonfeldner Straße (Auwiesen/Linz), Tamariskengasse Wien (1992), Rainer-Siedlung entlang der Traisen in St. Pölten (Fertigstellung 2001).

Puchenau: Studie zur Wohnzufriedenheit

Eine Studie unter den BewohnerInnen (Kränzl-Nagl et al. 2014) untersuchte im Zeitraum 2013-2014 die Wohnzufriedenheit in der Gartenstadt I und II. Die Befragung ergab, dass ein Großteil der BewohnerInnen zur Altersstruktur 50+ gehören und bereits seit mehr als 20 Jahren in der Gartenstadt wohnen. Viele leben alleinstehend oder zu zweit; nur wenige wohnen in einem Haushalt mit einer größeren Personenanzahl. Im Allgemeinen zeigte sich eine hohe Wohnzufriedenheit. Betont wurde der Zusammenhang zwischen Wohnqualität und eigener Grünfläche, als gute Alternative zum Einfamilienhaus im Grünen, bei unmittelbarer Nähe zur Stadt. Auch die Kontakte mit der Nachbarschaft und die Hilfsbereitschaft untereinander wurden positiv bewertet. Aber auch der Sanierungsbedarf und eine Notwendigkeit der Verbesserung der Verkehrssituation (Parkmöglichkeiten Gartenstadt I; hohes Verkehrsaufkommen Richtung Linz) wurde von den Befragten thematisiert.

Im Gespräch mit einer langjährigen Bewohnerin

Wir treffen uns mit der 75-jährigen Frau S., die seit 30 Jahren in der Gartenstadt I wohnt. Wie geht es ihr hier?

"Ich wohne leidenschaftlich gerne hier. Ich genieße es, einen eigenen Garten zu haben und täglich entlang der Donau ebenerdig spazieren gehen zu können. Es gibt hier eine gute Infrastruktur. Im Gartenstadtzentrum kann ich Lebensmittel einkaufen und zum Arzt gehen oder mir Medikamente aus der Apotheke holen. Dort bekomme ich alles, was ich im Alltag brauche. Mit der Zughaltestelle vor der Nase bin ich außerdem schnell in Linz. Andere Leute aus der Gemeinde, zum Beispiel Bekannte, die im Hochfeld leben, können nicht mehr eigenständig einkaufen gehen, weil der Weg ins Zentrum für sie einfach zu steil ist. Aber hier in der Gartenstadt ist es weitgehend barrierefrei, hier kann man wirklich bis zum Schluss eigenständig leben. Mit meinen Nachbarn habe ich ein gutes Verhältnis. Ein Nachbar, der etwas jünger ist, überrascht mich manchmal damit, dass er den Rasen für mich mäht. Dafür bringe ich ihm dann immer eine Mehlspeise vorbei. In der Gartenstadt kann man nicht mit dem Auto bis vor die Haustüre fahren. Das war am Anfang etwas gewöhnungsbedürftig. Aber mittlerweile genieße ich das, dass man in Ruhe mit Nachbarn auf den Gängen plaudern kann. Bei den Jungfamilien ist der Spielplatz ein beliebter Treffpunkt. Das einzige, was ich nicht so gut finde, ist das Flachdach. Das eignet sich einfach nicht für unsere Breitengrade, aufgrund der doch sehr starken Winter."

Weiterführende Informationen

- "Häuser für Menschen. Humaner Wohnbau in Österreich." Ein Film von Reinhard Seiß 2013.
- <http://www.igp1.org> (Interessensgemeinschaft Puchenau I)
- www.igp2.at (Interessensgemeinschaft Puchenau II)
- Kränzl-Nagl, R., Bayrhofer, A., Hennerbichler, K., Heuschöber, L., Krämer, M., Mahringer, G., Radler, C., Rechberger, K., Reiter, B., Stockinger, M. & Strasser, J. (2014): Wohnen in der Gartenstadt Puchenau. Zufriedenheit-Herausforderungen-Visionen. Endbericht. Fakultät für Gesundheit und Soziales, FH Oberösterreich.

Kontaktperson:

Heinz-Thomas Peter
Interessensgemeinschaft Puchenau I
Amselgang 3, 4048 Puchenau/Linz
www.igp1.org

(3) AUTOFREIE MUSTERSIEDLUNG FLORIDSDORF



Name: Autofreie Mustersiedlung Floridsdorf

Lage: Normannstraße 25-27, 1210 Wien

Bauträger: Domizil Bauträger GmbH und Gewog Gemeinnützige Wohn- und Siedlungs GmbH

Architektur: Architekten S&S

Grünraumplanung: Auböck & Kárás

Bauzeit: 1996-1999

Wohneinheiten: 244 Wohneinheiten inklusive Gemeinschaftsflächen (Veranstaltungsräume, Fitnessraum, Kleinkinderspielraum, Fahrradwerkstatt, Holzwerkstatt)

Die Reduktion des motorisierten Individualverkehrs ist in der Stadt von Morgen ein zentrales Thema. Um unnötiges Verkehrsaufkommen und damit verbundene Luftverschmutzung und Gesundheitsrisiken zu vermeiden muss in den zunehmend wachsenden urbanen Ballungszentren in die so genannte sanfte Mobilität mit verbesserter Infrastruktur des öffentlichen Verkehrs, dem

Ausbau des Radverkehrs und neuen Mobilitätskonzepten, wie z.B. Carsharing und Elektroautos, investiert werden. Im Stadterweiterungsgebiet Donauefeld ist man bereits Ende der 1990er Jahre einen großen Schritt in diese Richtung gegangen, indem das Pionierprojekt "Autofreie Mustersiedlung Floridsdorf" erbaut wurde.

Die Idee: Zeigen, dass Autofreiheit funktioniert!

Das Ziel der Mustersiedlung ist es, mit Vorbildwirkung darauf aufmerksam zu machen, dass Autofreiheit funktioniert und viele Vorteile bietet. Im Zuge der Planung des Projekts wurde das Wiener Garagenstellplatzgesetz im Jahr 1996 so geändert, dass es möglich war, die Zahl der Pflichtstellplätze von den vorherigen 100% auf bis zu 10% der Wohnungsanzahl zu senken. Für die 244 Wohneinheiten wurden demnach nur 24 Stellplätze in der Tiefgarage errichtet – mehr als benötigt, wie sich im Laufe der Zeit herausgestellt hat.



Susanne Wiedenhofer, Obfrau des *Vereins zur Förderung der Kommunikation und Kooperation in der autofreien Siedlung Floridsdorf (KOKOS)* und selbst Bewohnerin, sagt, der Autobedarf sei unter der Woche kaum gegeben und zum Wochenende hin größer. Die BewohnerInnen benutzen das Auto um größere Einkäufe zu tätigen. Ansonsten werden die Angebote des öffentlichen Verkehrsnetz genutzt oder Rad gefahren. Susanne Wiedenhofer weiter: *"Es war von Anfang an ersichtlich, dass wir in der Mustersiedlung Floridsdorf für höchstens zehn Autos Platz brauchen würden. Man entschied demnach den Rest zu Fahrradabstellplätzen und anderen Abstellflächen umzufunktionieren. Initial gab es drei Carsharing-Autos in der Tiefgarage. Es zeigte sich jedoch, dass der Bedarf sehr gering war, was dazu führte, dass wir uns mittlerweile nur mehr ein Carsharing Auto teilen, welches nicht nur von BewohnerInnen der Siedlung sondern auch von Menschen in der Umgebung genutzt werden kann."*

Grün- und Gemeinschaftsräume

Durch die Einsparungen bei den Garagenplätzen konnten andere Investitionen zu Gunsten der BewohnerInnen finanziert werden. So gibt es in der Siedlung eine Vielzahl an Gemeinschaftseinrichtungen und aufwendig gestaltete Grünräume mit Biotop und dicht bepflanzten Zwischenräumen. Susanne Wiedenhofer sagt, die *"Leute, die zu Besuch kommen, staunen immer, wie grün es bei uns ist. Viele unserer Häuserwände sind bewachsen, überall stehen Pflanzen und Sträucher. Wir haben Hochbeete, die gepachtet und eigenhändig bepflanzt werden können. Außerdem können Patenschaften für Grünräume der Siedlung übernommen und diese gestaltet werden."*

Schon in der Planungsphase durften die künftigen BewohnerInnen bei der Ausstattung der gemeinschaftlichen Flächen mitbestimmen. Auf jeder der begrünten Dachterrassen befinden sich Räume für unterschiedliche Bedürfnisse. Neben einer Sauna mit Aufenthaltsraum, gibt es ein so genanntes "Allgemeines Wohnzimmer". Hier treffen sich Erwachsene und nutzen v.a. im Sommer den gemauerten Grill.

Die autofreie Siedlung ist kinderfreundlich

Der dörfliche Charakter innerhalb der Siedlung macht sie besonders kinderfreundlich. So gibt es abgesehen von einem Dachterrassenraum zum Spielen für Kinder im Volksschulalter, dem "Kinderhaus", auch Kinderspielplätze in den zwei Innenhöfen und einen Jugendraum. Frau Wiedenhofer erinnert sich an die Zeit ihres Einzugs: *"Damals war unsere Tochter in der Kindergruppe und unser Sohn ging noch zur Volksschule. Wir haben zuvor im innerstädtischen Gebiet gewohnt. Dort war es mit wesentlich mehr Aufwand verbunden, mit unseren Kindern nach draußen, in den nächstgelegenen Park zu gehen. Im Vergleich dazu war das hier eine große Freiheit, weil die Kinder alleine in den Hof gehen und selbstständig "herumstreunen" und Freunde innerhalb der Siedlung besuchen konnten. Das war für uns als Eltern sehr entlastend und für die Kinder super."*

Absolute Autofreiheit – ein zu hoher Anspruch?

Nicht ganz unproblematisch hat sich die Forderung an die BewohnerInnen, dass sie beim Einzug kein eigenes Auto besitzen oder dauerhaft nutzen dürfen, erwiesen. Zum einen hat das viele initial Interessierte vom Einzug in die Siedlung abgehalten; zum anderen wird die Autofreiheit in der Praxis nicht immer ganz so konsequent gelebt, was Zündstoff für Diskussionen und Kontroversen bieten kann. Für die berufs- oder krankheitsbedingte Notwendigkeit eines Autos werde jedoch durchaus Verständnis aufgebracht, so Wiedenhofer.

Nachfolgeprojekte

Nachfolgeprojekte, wie z.B. die Bike City und Bike & Swim City am Nordbahnhofgelände in Wien, haben, so wie die Mustersiedlung Floridsdorf, auf ein Autostellplatzverhältnis von 1:1 verzichtet und dadurch eingesparte Gelder in Gemeinschaftsflächen und Fahrradabstellmöglichkeiten investiert. Im Gegensatz zur Mustersiedlung Floridsdorf wird jedoch von den BewohnerInnen dort keine vollkommene Autofreiheit eingefordert, denn, so Wiedenhofer: *"Man hat daraus gelernt, dass diese absolute Forderung nach Autofreiheit nicht ganz unproblematisch ist und auch ein Konfliktpotenzial birgt. Die neueren Projekte sind die Reaktion darauf und ein guter Kompromiss."*

Autofreiheit fördern - wie geht das?

Eine gute Anbindung an ein öffentliches Verkehrsnetz ist essenziell

Eine Welt ganz ohne Autos können sich viele nicht vorstellen. Es bedarf Autos für Lieferdienste, Feuerwehr, Arzt, Rettung und eine gute Nahversorgung. Im Alltag sind breite und gut erschlossene Fahrradwege, ein verdichtetes und vor allem günstiges öffentliches Verkehrsnetz sowie reichhaltige Carsharing Angebote (Mietwägen, Car-to-go oder privates Teilen von Autos) eine Möglichkeit die Autonutzung zu reduzieren. Im ländlichen Raum ist das schwieriger, aber selbst dort entstehen immer mehr Alternativen wie z.B. Anruf-Sammeltaxis. Grundsätzlich gilt: Je weniger Menschen ein eigenes Auto nutzen, desto besser wird der öffentliche Verkehr ausgebaut.

Den Verzicht auf das Auto attraktiv machen

Es ist wichtig Bewusstsein zu schaffen, dass ein zeitlicher und finanzieller Aufwand mit dem Besitz eines eigenen Autos verbunden ist. Informationen über die Kosten von Anschaffung, Erhaltung und Abstellgebühren im Vergleich zum öffentlichen Verkehrsmittel sind hilfreich. Wenn außerdem Garagenabstellplätze schwieriger erreichbar sind als die nächste Haltestelle des öffentlichen Verkehrsmittels, könnten viele dazu bewegt werden, wenn nicht gänzlich, so zumindest zeitweise auf das Auto zu verzichten.

Bequeme Fahrradnutzung fördern

Generell herrscht in der Autofreien Mustersiedlung ein höheres Fahrradaufkommen als in anderen Wohnanlagen. Gut, leicht und barrierefrei zugängliche und vor Diebstählen gesicherte Fahrradabstellmöglichkeiten sind von Bedeutung, wenn man die Verwendung des Fahrrads forcieren möchte.

Weiterführende Informationen

www.smartcity.wien.gv.at/site/projekte/bauen-wohnen/bike-city/

www.wien.gv.at/stadtentwicklung/projekte/nordbahnhof/aktuelle-entwicklung.html

Kontaktperson:

Susanne Wiedenhofer

Obfrau vom Verein KOKOS (Verein zur Förderung der Kommunikation und Kooperation in der autofreien Siedlung Floridsdorf)

Nordmangasse27/2/11, 1210 Wien

www.autofrei.org

4 Flexibilisierung und Individualisierung

Flexibilisierung und Individualisierung sind Begriffe, die dem soziologischen Vokabular zur Beschreibung der postmodernen Gesellschaft entstammen: Der US-amerikanische Soziologie **Richard Sennett** hat 1998 in seinem gleichnamigen Buch den Begriff des "flexiblen Menschen" geprägt, welcher vor allem durch die Flexibilisierung der Arbeitswelt geografisch mobil bleiben und generell in seiner Lebensplanung flexibel sein muss, um den neuen Anforderungen gerecht zu werden. Etwas älter ist der Begriff der Individualisierung, wie der Deutsche **Ulrich Beck** sie in den 1980er Jahren seiner These beschrieben hat (zuerst 1983, 1986). Sie beschreibt – sofern man das so kurz zusammenfassen kann – vor allem die Pluralisierung von Lebenswelten und die "neuen Zwänge" für das Individuum, sich nach der Auflösung traditioneller Zugehörigkeiten selbst zu organisieren, Stichwort "Bastelbiografie". Auch er stellt fest, dass der Lebenserfolg des Einzelnen heute zunehmend davon abhängt, flexibel zu sein.

Wenn von Flexibilität im Wohnbereich die Rede ist, so gilt es dabei zwei Aspekte zu unterscheiden: Auf der einen Seite fordern **veränderte und sich weiterhin laufend verändernde soziale, familiäre und berufliche Gegebenheiten** Menschen heutzutage stärker heraus als früher, das persönliche Lebens- und Wohnumfeld laufend anzugleichen und zu adaptieren. Auf der anderen Seite stellt der Wunsch, seine Umwelt und vor allem seinen unmittelbaren Lebens- und Wohnraum flexibel den eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen anpassen zu können, ein **grundlegendes menschliches Bedürfnis** dar, welches im **Wunsch nach Gestaltbarkeit und Regulation** seinen Ausdruck findet. Flexibilität präsentiert sich somit als Wechselspiel von Bedürfnis einerseits und Erfordernis andererseits.

Wohnen im ständigen (Bedeutungs-)Wandel

Je nachdem, ob die Wohnung den **Hauptlebensort** darstellt, an dem der Großteil der Zeit verbracht wird, oder ob sie lediglich als **Rückzugsort** dient, während sich das "wahre Leben" am Arbeitsplatz und an öffentlichen Orten wie Freizeiteinrichtungen abspielt, können sich Bedürfnisse und Ansprüche an die persönliche Wohnsituation maßgeblich voneinander unterscheiden. Diese beiden Nutzungsvarianten sind heute von einer deutlichen höheren Variabilität geprägt als früher. Geschlechterstereotypen (die Wohnung als Hauptlebensort für die Frau und als Rückzugsort für den Mann) haben ebenso an Bedeutung verloren wie die klare Trennung von Erwerbsarbeit und privatem Raum. Lebensbiografien beinhalten nicht selten einen ständigen Bedeutungswandel der eigenen vier Wände: Mit dem Eintritt ins Erwerbsleben wird die Wohnung für Frau X zum bloßen Rückzugsort, aufgrund der Geburt eines Kindes wandelt sich das Heim für einige Monate oder wenige Jahre zum Hauptlebensort, die Rückkehr ins Arbeitsleben ist mit zeitweiliger Nutzung der Wohnung als Heimarbeitsplatz verbunden, während die Wohnung für den nun karenzierten Vater Herrn Y einen Bedeutungswandel vom Rückzugsort zum Hauptlebensort erlebt.

Flexibles Wohnen statt "Lebenstraum Haus"

Flexiblere Lebensumstände erfordern somit auch flexiblere Wohnverhältnisse. Die Bedürfnisse in Hinblick auf das Wohnen stehen in engem Zusammenhang zur aktuellen Lebenssituation. Ändert sich die Lebenssituation, ist dies auch mit veränderten Bedürfnissen verbunden. Wer tagsüber die meiste Zeit in den eigenen vier Wänden verbringt, stellt im Allgemeinen höhere Ansprüche an die Ausstattung der Wohnung als jemand, der diese primär zum Schlafen

und Entspannen nutzt. Wer täglich seine Mahlzeiten in der Bürokantine zu sich nimmt, wird wahrscheinlich weniger Wert auf eine gut ausgestattete Küche legen als eine Person, die täglich eine oder mehrere Mahlzeiten für die ganze Familie zubereitet. Wer von zu Hause aus arbeitet, ist im Allgemeinen auch auf eine gewisse technische Infrastruktur im eigenen Haushalt angewiesen (Verkabelung, ausreichend Steckdosen...).

Florian Brand weist im Rahmen der Fokusgruppe auf das Problem hin, dass man häufig für den "Jetzt-Zustand" baue, vor allem in ländlichen Gebieten. Man sollte von dem "Gedanken wegkommen, dass man mit dem gebauten Haus jetzt seinen Lebensraum verwirklicht", das sei ein veraltetes Konzept, glaubt Brand. "Man verunmöglicht sich damit vieles für später".

Flexibles Wohnen als Forderung und Erfordernis

In Hinblick auf die berufliche Situation ist nicht nur die Entgrenzung von Privatheit (Wohnen, Freizeit) und Arbeit zu nennen, sondern auch **gestiegene Mobilitätsanforderungen**, die in Verbindung mit häufigerem Wohnortswechsel und einem erhöhten Bedarf an einem Zweitwohnsitz stehen. Die Zunahme an atypischen – und prekären – Arbeitsverhältnissen bedingt darüber hinaus eine **Abnahme der finanziellen Kontinuität** vieler Familien im Sinne von oft schwer vorhersehbaren Einkommensschwankungen (vgl. auch Maerki & Schikowitz 2008), was in einem Spannungsverhältnis zu den fixen und kontinuierlichen Kosten im Wohnbereich stehen kann. So lassen sich z.B. Kreditrückzahlungen, die sich gerade im Wohnbereich über Jahrzehnte erstrecken können, vorab deutlich schwerer planen.

Anleger-Wohnungen und befristete Mietverträge: Unsicherheit des eigenen Wohnens

Des Weiteren ist im Wohnbereich zumindest im städtischen Bereich auch eine deutliche Zunahme an befristeten Mietverhältnissen feststellbar, wie von einem Experten im Rahmen der Fokusgruppe betont wurde. Nicht nur das Arbeitsleben, sondern auch das Wohnen entzieht sich somit mehr und mehr der langfristigen Planbarkeit. So konstatiert auch Florian Brand, dass "...die Unsicherheit, was das eigene Wohnen angeht, enorm zugenommen hat" und ein zunehmendes Problem darstellt. Man hänge sich quasi von einem befristeten Mietvertrag zum nächsten. Damit verbunden sei, dass sich immer mehr Leute, die die finanziellen Möglichkeiten hätten, auf eine Eigentumswohnung ausweichen würden sowie Wohnungen nicht mehr für eigene Wohnzwecke, sondern um sie weiterzuvermieten, kaufen würden ("Anlegerwohnungen").

Regulation: Außen und Innen in Einklang bringen

Regulation bezeichnet nach Deinsberger (2007:83) die "selbstbestimmte und unaufgezwungene Veränderbarkeit des individuellen Umfelds in dem Sinne, dass es der menschlichen Lebensweise gerecht werden kann." Flexibilität im Sinne einer Regulationsmöglichkeit bedeutet somit, dass es möglich ist, die Umwelt (hier: das unmittelbare Wohnumfeld) flexibel an die jeweiligen aktuellen und/oder längerfristigen Bedürfnisse anzupassen. Der Wunsch nach Flexibilität im Sinne von Gestaltbarkeit und der Möglichkeit zur Regulation kann als grundlegendes menschliches Bedürfnis beschrieben werden. Flexibilität ermöglicht es, die Umwelt an die aktuellen bzw. längerfristigen Bedürfnisse anzupassen und so ein gewisses Maß an Kontrolle über seine Umwelt zu erlangen. Das Vorliegen von Handlungsoptionen zur Umweltgestaltung Selbstbestimmung und Kontrolle vermitteln ein **Gefühl der Selbstwirksamkeit**, die einen wesentlichen Beitrag zur psychischen Gesundheit des Menschen liefert. Die Notwendigkeit von

Regulation entsteht immer dann, wenn es zu einem Ungleichgewicht zwischen persönlichem Wohlbefinden und Umwelteinflüssen kommt. Obgleich Menschen Umwelteinflüsse unterschiedlich bewerten (z.B., welche Zimmertemperatur als angenehm empfunden wird), gleichen sie sich doch in ihrem Bedürfnis, ein Gleichgewicht zwischen einem "Zuviel" und einem "Zuwenig" an Reizen, Aktivitäten und Sozialkontakten anzustreben. So sind Menschen grundsätzlich bestrebt, einen Ausgleich zwischen Reizüberflutung und Deprivation zu schaffen (z.B. Lärm versus absolute Stille) und trachten danach, sowohl Isolation und Einsamkeit als auch permanenten zwischenmenschlichen Kontakt ohne die Möglichkeit des Rückzugs zu vermeiden. Zahlreiche Bedürfnisse präsentieren sich als Polaritäten, zwischen denen eine kontinuierliche Pendelbewegung stattfindet, die eine permanente Anpassung erforderlich macht, um das seelische Gleichgewicht aufrechtzuerhalten: Nähe und Distanz, Kommunikation und Rückzug, Aktivität und Entspannung, Konzentration und Zerstreuung.

Wie viel Licht, wie viele soziale Kontakte will ich?

Für die Regulation können drei Ebenen unterschieden werden: Auf der **physiologischen und sensorischen Ebene** geht es in erster Linie um eine Selbstbestimmung über das Stimulationsniveau, wobei physiologische Reize wie Licht, Temperatur, Luftfeuchtigkeit oder Geräuschpegel angesprochen sind. Die Verdunkelung des Fensters bei zu starker Sonneneinstrahlung kann hier als einfaches Beispiel angeführt werden. Auf der **Handlungsebene** bedeutet Regulation, ein ausreichendes Maß an adäquaten, d.h. bedürfnisgerechten Handlungsoptionen zur Verfügung zu haben. Das kann etwa bedeuten, dass das Arbeiten am PC nicht nur am Schreibtisch im Arbeitszimmer möglich ist, sondern auch im Wohnzimmer auf der Couch oder am Küchentisch. Auf der **sozialen Ebene** geht es in erster Linie darum, ein individuell geprägtes Gleichgewicht zwischen Nähe- und Distanzbedürfnissen herzustellen. Dies impliziert die Möglichkeit, sich je nach aktueller Befindlichkeit von anderen Menschen (Mitwohnende) zurückziehen zu können, oder aber die Möglichkeit zu haben, an einer Gemeinschaft teilzunehmen. Beengte Wohnverhältnisse mit eingeschränkten Rückzugsmöglichkeiten oder auch unattraktive Gemeinschaftsbereiche stehen dem angesprochenen Bedürfnis entgegen.

Gestaltbarkeit: Das Innere nach außen tragen

Was die Gestaltbarkeit betrifft, so stellt nach Deinsberger (2007) das "Gestalten" an sich eine Ureigenschaft des Menschen dar, die den Menschen bis heute prägt:

"Der Mensch wurde während seiner gesamten Entwicklungsgeschichte stets mehr oder weniger dazu genötigt, seine Umwelt zu gestalten, allein schon für den primären Zweck, sein eigenes Überleben und das seiner Angehörigen zu ermöglichen. (...) Dieser Drang oder Zwang zum Gestalten seiner Umwelt, insbesondere seines Habitats blieb dem Menschen nicht nur bis heute erhalten (und brachte ihm nebenbei seine Dominanz über andere Lebewesen ein), sondern er erweiterte und verstärkte sich sogar im Laufe seiner Evolution, sodass er im Menschen genauso natürlich verankert zu sein scheint wie beispielsweise der Drang zur Bewegung oder der Nahrungsaufnahme." (Deinsberger 2007:122f)

Anders als bei der "Regulation geht es hier weniger um Anpassung als vielmehr um **Personalisierung und "Aneignung"**. "Aneignung" kann hier auch als "in Besitz nehmen" im übertragenen Sinne aufgefasst werden: Durch die aktive Gestaltung des Wohnbereichs kann die Individualität zum Ausdruck gebracht werden; das Gestalten (z.B. durch Bemalen, Dekorieren, Platzieren) repräsentiert eine Form des Selbstaudrucks, mit Hilfe dessen man sich von anderen abhebt und abgrenzt. Insofern impliziert Gestaltbarkeit auch die Möglichkeit der Selbstdarstellung. Die individuellen Möglichkeiten können dabei auf **kleine Bereiche** beschränkt sein (z.B. die Gestaltung der Zimmerwände oder des Essplatzes), sich auf **einzelne Räume**

erstrecken (z.B. die Gestaltung der Küche oder des Badezimmers) oder auch das **gesamte Gebäude** betreffen. Der Gestaltung des Eingangsbereichs sowie des unmittelbaren Außenbereichs (Garten etc.) kommt insofern eine wichtige Bedeutung zu, als hier die Wirkung nach außen in jedem Fall gegeben ist.

Die kurze Lebensdauer des Traumhauses

Auch mit dem Traum vom eigenen Haus kann gleichzeitig – nach außen hin sichtbar – der Wunsch, unsere individuelle Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, in idealer Weise verwirklicht werden. Das "Traumhaus" kann gleichzeitig als Symbol des Selbst wie auch als Symbol der sozialen Zugehörigkeit verstanden werden (Reichl 2014:100). Individuelle, quasi "maßgeschneiderte" Gebäude haben Häusern "von der Stange" längst den Rang abgelassen – Individualität ist zu einem zentralen Schlagwort in der Baubranche (vor allem auch im Fertighaussektor) geworden. Im ExpertInnengespräch (Fokusgruppe) wurden allerdings auch die Schattenseiten dieser Entwicklung angesprochen: Der Weiterverkauf dieser stark "individualisierten" Häuser gestaltet sich häufig als schwierig. Die Verkürzung der durchschnittlichen Wohndauer, wie sie in der ExpertInnengruppe angesprochen wurde, steht ebenfalls in einem gewissen Widerspruch zu dieser Individualisierungstendenz.

"Conceptual Living": Wohnen als aktiver Gestaltungsprozess

Das Bedürfnis nach Regulation und Gestaltbarkeit findet seinen Ausdruck im sogenannten "Conceptual Living":

"Conceptual Living bedeutet, sich seinen Lebensraum als einen Raum zu erschließen, den es ebenso zu konzipieren gilt wie Lebensstile. Die physische Raumstruktur gibt dabei das grobe Muster vor, während die Einrichtung präzise auf die einzelnen Bedürfnisse der Lebensstile und Lebensphasen reagiert." (Baumgartner et al. (2013): 27)

Die Möglichkeit, dieses "Conceptual Living" im eigenen Wohnbereich umsetzen zu können, wird wiederum durch das "Prinzip der Offenheit" sichergestellt, welches von Deinsberger (2007) wie folgt beschrieben wird:

"Offenheit gegenüber den verschiedenen individuellen Handlungsmustern bedeutet einerseits, dass das menschliche Habitat (das heißt die Wohnung und ihr Umfeld) seinen Bewohnern eine möglichst hohe Vielfalt an unterschiedlichen Handlungsmöglichkeiten offeriert und des Weiteren, dass eine bauliche Struktur all die individuellen Wohn- und Verhaltensweisen jener Menschen, von denen sie bewohnt wird, in einem möglichst geringen Ausmaß einschränkt oder behindert." (Deinsberger 2007: 114)

Es braucht Offenheit – und zwar in drei Dimensionen

Deinsberger (2007) unterscheidet drei Formen der Offenheit, die miteinander in Verbindung stehen. (1) Zunächst geht es um die **handlungs- und nutzungsbezogene sowie die gestalterische Offenheit**. Problematisch wird es, wenn dieser individuelle Handlungs- und Gestaltungsspielraum eingeschränkt wird. Ein Faktor ist etwa mangelnde Mitbestimmung. So sind in Mehrfamilienhäusern z.B. Änderungen an der Fassade z.B. zum Anbringen eines Sonnenschutzes oft verboten; innerhalb der Wohnung werden die Kinder oft von den Eltern in ihrem Handlungsspielraum beschnitten, indem zum Beispiel das Spielen nur im Kinderzimmer erlaubt wird. Einschränkungen können auch aus der technischen Ausstattung der Wohnung resultieren, wenn z.B. ein Arbeiten am Computer nur im Arbeitszimmer möglich ist. Generell steht das traditionelle Aufteilen nach Funktionen – in der Küche wird gekocht, im Esszimmer gegessen, im Kinderzimmer gespielt und die Hausaufgaben gemacht usw. – einer flexiblen

Nutzung der Räumlichkeiten eher entgegen. Handlungs- und Nutzungseinschränkungen können des Weiteren durch mangelnde Barrierefreiheit bedingt sein.

(2) Der Mensch als soziales Wesen benötigt in seinem Wohnumfeld auch ein ausreichendes Angebot an Flächen und Räumen, wo zwischenmenschlicher Kontakt stattfinden kann und die idealerweise durch ein freundliches Ambiente und ein ausreichendes Maß an positiver sensorischer Stimulation gekennzeichnet sind (z.B. Grünpflanzen, ansprechende Bilder, Farbgestaltung...). Hier geht es also um **sozial-kommunikative Offenheit**.

(3) Die **evolutionäre Offenheit** ist gleichzusetzen mit einem Umfeld, das Wachstum und Entwicklung ermöglicht und fördert (z.B. durch eigenständige Gestaltungsmöglichkeiten) und ist vor allem für Kinder (und Jugendliche) von Relevanz. Auf diese Gruppe wird in Kapitel 5 noch einmal besonders eingegangen.

Offen für alle Möglichkeiten – Nutzungsneutralität als Planungsmaxime

Eine grundlegende Möglichkeit, größtmögliche Offenheit in Einklang mit wechselnden Bedürfnissen zu ermöglichen, stellt die grundsätzliche Nutzungsneutralität von Räumen und Grundrissen dar. Damit ist gemeint, dass keine Gliederung in Funktionsbereiche (wo man kocht, wo man schläft, wo man isst...) erfolgt, sondern vielmehr in **Gemeinschafts- und Rückzugszonen** (vgl. Maerki & Schikowitz 2008: 65ff). "Raumhierarchien", wie sie etwa durch unterschiedliche Raumgrößen oder Zugänglichkeiten bzw. die Unterscheidung in Haupt- und Nebenräume geschaffen werden, sollten vermieden werden. Ein nutzungsneutraler Raum ist idealerweise quadratisch und zentral zugänglich und nicht durch die Ausstattung (z.B. Anzahl der Steckdosen) determiniert. Eine Kombination mit Schiebewandkonstruktionen erhöht die Flexibilität der Nutzungsmöglichkeiten noch zusätzlich (siehe etwa Praxisbeispiel "Wohnoptionen")

Der flexible Mensch braucht flexible Möbel

Flexible Menschen brauchen flexible Möbel. Ein immer knapper werdender Wohnraum und sich verändernde Lebenssituationen steigern die Nachfrage nach Möbeln, die gleich mehrere Funktionen erfüllen und je nach Bedarf adaptiert und umgebaut werden können. Gleichzeitig kann auf individuelle Raumsituationen reagiert werden und generell der Wunsch nach individualisierten Verwendungs- und Gestaltungsmöglichkeiten erfüllt werden. Wenn heute ein häufigeres Umziehen zu beobachten ist, etwa weil der Arbeits- oder Studienort gewechselt wird oder auch oder weil sich die Familienkonstellationen entlang der Biografie ändern, z.B. in Folge einer Trennung, dann hat leicht zerlegbares Mobiliar klare Vorteile gegenüber den starren Einbaumöbeln. Die Möbelindustrie hat darauf reagiert und bietet Produkte mit Stecksystemen, die sehr leicht zu montieren sind. So gibt es zum Beispiel auch Betten, die "mitwachsen", d.h. durch Koppelsysteme vergrößert oder verkleinert werden können (siehe Praxisbeispiel "Modulmöbel Wolfschwenger"). Diese Modulsysteme haben außerdem den Vorteil, dass sie ökologisch und ökonomisch nachhaltig sind. Durch seine Wandel- und Anpassungsfähigkeit kann dessen Lebenszeit eines Einrichtungsgegenstandes verlängert werden, z.B. auch, weil fehlerhafte Komponenten kostengünstig ausgetauscht werden können. Somit wird das Umbauen und Erweitern von Möbeln zum Gegenteil der so genannten Wegwerfgesellschaft. (siehe Praxisbeispiel JUSIGN).

Trend Mobiles Wohnen – Heute hier, morgen dort

In den zunehmend flexiblen Berufs- und Familienbiografien sind Alternativen zu festen Wohneinheiten verstärkt gefragt. Der Trend "Mobiles Wohnen" wurde auch in den Fokusgruppen angesprochen. Hier gibt es die so genannten "**Tiny Houses**". Diese mobilen und transportfähigen Kleinhäuser ermöglichen ein nomadisches Wohnen, das nicht an einen festen Standort gebunden ist. In verschiedenen Varianten erhältlich, sind sie häufig in Größe und Nutzfläche kombinier- und erweiterbar. Sie finden Verwendung als Ferienwohnung, Single-, Paar- oder Kleinfamilien- und SeniorInnenheim, Büros, Ausstellungshäuser, Vereinshäuser, etc.

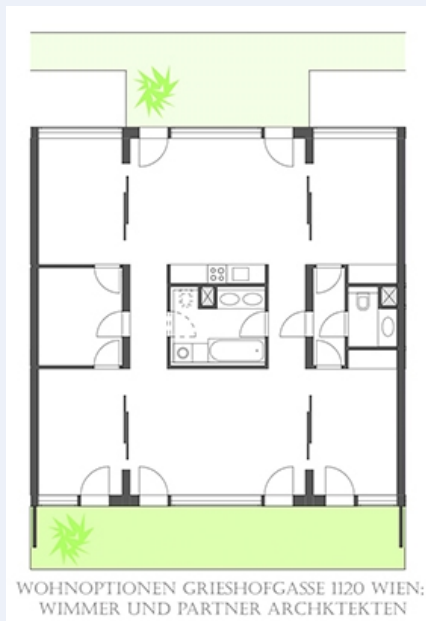
Kleines Haus = kleiner ökologischer Fußabdruck

Der reduzierte Wohnraum verspricht eine hohe Kostenersparnis. Abgesehen von der einmaligen Anschaffung und etwaigen Stellgebühren sind aufgrund des autarken Systems, das ohne öffentliche Energieversorgung oder Abwasserentsorgung auskommt, keine Ausgaben für Betriebskosten fällig. Die Instandhaltung ist durch die geringe Wohnfläche automatisch niedriger als das bei soliden Gebäuden der Fall ist. Je kleiner das Häuschen, desto kleiner ist auch der ökologische Fußabdruck. Somit fallen auch die Kosten für die Umwelt niedriger aus. Eine Herausforderung der "Tiny Houses" ist zumeist deren Innenbau: Alle nötigen Bedürfnisse müssen auf sehr kleinem Raum abgedeckt werden, ohne auf etwas zu verzichten. Zusätzlich ist eine gute Dämmung wichtig um ein ganzjähriges Wohnen zu ermöglichen.

Bürokratie versus Freiheit

"Tiny Houses" haben den Vorteil, dass sie klein genug sind um einfach transportiert werden zu können. Manche sind direkt auf fahrbare Untersätze gebaut, andere können auf einem Lastwagen von Ort zu Ort verfrachtet werden. Bürokratische Anforderungen beschränken jedoch die Erfüllung der Sehnsucht nach unbeschränkter Freiheit. Grundsätzlich benötigt man auch für mobile Wohnkonzepte und Minihäuser auf Rädern eine Bau- beziehungsweise Stellplatzgenehmigung. Zulassungen für die Errichtung des bescheidenen Eigenheims müssen demnach von der Gemeinde bewilligt werden. Um mobile Häuser auf den Straßen bewegen zu dürfen, bedarf es außerdem einer Straßenzulassung. Dies muss beim Bau in Form von schlanken Aufbauten, die nicht über das Fahrgestell hinausragen, bedacht werden.

(4) "WOHNOPTIONEN": Ein Konzept von Wimmer & Partner



“Wohnoptionen” ist ein Konzept, das von Wimmer Architekten und Partner in den 1990er Jahren entwickelt wurde. Im Zentrum steht die Idee, dass sich nachhaltiger Wohnraum an verändernde Wohnbedürfnisse anpassen können soll. Eine Wohnung soll sich im Tagesverlauf wie auch im Laufe des Lebens einer Generation mitverändern können.

Das Konzept sieht vier exakt gleich große und gleichwertige neutrale Räume vor, die durch Schiebewände jeweils voneinander getrennt oder miteinander verbunden werden können und rund um einen Zentralbereich (Servicezone mit Nasszellen) gruppiert sind. Durch die Schiebewandkonstruktion ist der Grundriss somit schnell und kostengünstig, ohne aufwendige Umbauarbeiten, veränderbar. Die restlichen Räume sind alle nutzungsneutral, d.h. sie erlauben eine vielfältige Nutzung, die sich erst mit dem Gebrauch einstellt und nicht schon vorab definiert ist. Das Raumkonzept ermöglicht, auf unterschiedliche Lebensweisen (von der Familie bis zur Wohngemeinschaft), auf Veränderungen über den Tag (Ausdehnung des Wohnraums in das Schlafzimmer), über das Jahr (Berücksichtigung des Lichteinfalls) oder über Generationen (Geburt eines Kindes, Zuzug der

Großeltern, etc.), zu reagieren.

Das sagen die Architekten Andreas Gabriel und Bernhard Weinberger von Wimmer & Partner:

"Flexibilität ist immer mit Kosten verbunden und wird daher oft als erstes eingekürzt. Die Schiebewände im Konzept Wohnoptionen sind teurer als eine normale Wand mit Tür. Die BauherrInnen und NutzerInnen von den Vorteilen zu überzeugen ist nicht immer einfach. Wenn Schiebewände erst einmal gebaut sind, ist die Rückmeldung immer sehr positiv."

"Nutzungsneutrale Räume beziehungsweise der nutzungsneutrale Grundriss sind ein ganz zentrales Thema, wenn es um das Wohnen der Zukunft geht. Eine Wohnung soll aus gleichwertigen Räumen bestehen, denen vorab keine fixe Nutzung (z.B. Kinderzimmer, Schlafzimmer) zugeschrieben ist. Nur so gelingt es, auf sich verändernde Lebenssituationen und Bedürfnisse zu reagieren und Räume individuell anzueignen."

"Viele Menschen denken noch immer in einer klassisch hierarchischen Zimmereinteilung. Wenn sie aber dann einmal realisieren, dass in ein klassisches Kinderzimmer kein Doppelbett passt, ärgern sie sich. Nutzungsneutrale Grundrisse sind nachhaltig – gerade in Zeiten einer hohen Wohnungsfluktuation."

Weiterführende Informationen

www.wimmerundpartner.com

Kontaktpersonen:
 Arch DI Andreas Gabriel
 Geschäftsführer
 Arch DI Bernhard Weinberger
 Geschäftsführer
 Wimmer und Partner Architektur
 wup ZT GmbH
 Margaretenstraße 70/2/6, 1050 Wien
www.wimmerundpartner.com

(5) MODULARES WOHNEN



Im Frühjahr 2009 hatte die Architektin und Erfinderin von JUSIGN, Julia Schedl ein einprägsames Erlebnis auf den Recyclinghof in Innsbruck. Sie beobachtete, wie noch intakte Möbel entsorgt wurden. Daraus entstand das Bedürfnis, Möbel zu entwickeln, die man mit sich verändernden Lebensumständen umbauen kann, anstatt sie wegzuwerfen. Sie konzipierte ein Holzmöbel, das je nach Bedarf adaptiert werden kann.

Mit Hilfe einer patentierten Verbindung können aus einem Set von Modulen unterschiedliche Möbelvarianten gebaut und umgebaut werden. So entstehen aus einem

einzigem Modulsatz unterschiedliche Tische, Regale, Bänke, Hocker, Schränke, etc. Sie finden Verwendung in Wohn-, Lern- und Bürolandschaften, also in privaten wie beruflichen Kontexten.

Die Möbel sollen zudem einen didaktischen und kommunikativen Nutzen haben, so ist es die Idee der Erfinderin: Kinder wie Erwachsene lernen die kreative Anwendung ihres Möbelstücks. Durch das Umgestalten ergeben sich immer wieder neue Räume sowie Gesprächs- und Spielsituationen.

Was die Resonanz der KundInnen angeht, berichtet JUSIGN, dass diese sehr verschieden seien: Es gibt Anfragen für Schreibtische und Aufbewahrungsregale, für Schlafzimmermöbel, Schränke für Jugendzimmer bis hin zu Multimedia-Möbeln für Messen und Ausstellungen. Die KundInnen schätzten die Möbel; allein der höhere Preis erfordere manches Mal eine Erklärung. "Das Bewusstsein, dass die Anschaffungskosten zwar höher sind, dafür das Möbel über die Laufzeit aber wesentlich günstiger, muss erst geschaffen werden", so Hartmut Müller von JUSIGN.

Weiterführende Informationen

www.jusign.com

Kontaktperson
Arch DI Julia Schedl & Mag. Hartmut Müller
Jusign GmbH
Leopoldstraße 3A
6020 Innsbruck
www.jusign.com

(6) DAS (FAMILIEN)BETT, DAS MITWÄCHST



Auch die Firma Wolfschwenger in Kärnten bietet Modulmöbel an, und zwar in Form von Betten. Diese sind so konzipiert, dass sowohl die Seiten als auch die Füße mit wenigen Handgriffen ausgetauscht und die Größe beziehungsweise die Höhe verändert werden können. So können sowohl alte Menschen als auch Kinder ihre "Komforthöhe" wählen.

Mit so genannten Koppelteilen können die Betten außerdem beliebig zu "Familienbetten" vergrößert werden, indem Matratzen jeder Größe zu einer durchgehenden Liegefläche verbunden werden.

Dadurch entsteht, zum Beispiel in der Kombination von Doppelbett (à 180cm) plus Einzelbett (à 90cm), ein Riesenbett mit 270cm. Das "Zusatzbett" kann langfristig wieder abgetrennt und als separates Einzelbett verwendet werden.

Der Lebenszyklus wäre demnach folgender: Das Einzelbett mit 90cm aus Kindertagen wird mittels Umbau zu einem Doppelbett für Paare im Erwachsenenalter umgewandelt. Wenn Zuwachs kommt, kann es bequem zum Familienbett erweitert werden. Das Abtrennen des Kinderbettes (Einzelbett) erfolgt, sobald der Nachwuchs selbstständig schlafen möchte. Der Kreislauf beginnt von vorne.

Weiterführende Informationen

www.modul-moebel.at

Kontaktperson:
Mag. Corinna Wolfschwenger
Modul Möbel Wolfschwenger
10.-Oktober-Straße 7
9551 Bodensdorf
www.modul-moebel.at



(7) Der WOHNWAGON



Die meisten Menschen haben mehr Wohnfläche, als sie im Alltag nutzen. Dieser Gedanke inspirierte Theresa Steininger und Christian Frantal zur Entwicklung des Wohnwagens als Antwort auf die Frage, wie viel Wohnraum tatsächlich zum Leben benötigt wird. So wurde der Wohnwagen entwickelt. Es gibt ihn in drei Größenvarianten à 15, 25 oder 33m². Es können auch mehrere Einheiten aneinandergeschlossen werden.

Zur Idee sagt Theresa Steininger, die Geschäftsführerin von Wohnwagen: *"Es geht darum, die zur Verfügung stehenden Ressourcen sinnvoll zu nutzen*

ohne dabei auf etwas verzichten zu müssen. Dazu werden die Bereiche, die man zum Wohnen braucht, wie z.B. eine Möglichkeit zum Kochen, zum Schlafen, für Körperhygiene, oder einen Rückzugsort, verdichtet und auf den Punkt gebracht. [...] Unsere Idee ist es nicht, dass alle Menschen ab sofort im Wohnwagen wohnen müssen. Wir möchten zeigen, wie alternative Wohnkonzepte aussehen könnten, die mehr im Einklang mit der Natur basieren und die nachhaltiger und besser zugeschnitten sind auf den tatsächlichen Bedarf."

Mobil, autark, individuell gestaltet

Dem mobilen Wohnen liegt der Gedanke zugrunde, ein Eigentum, ein Zuhause zu haben, sich damit aber nicht an einen konkreten Platz binden zu müssen. Zwar hat der Wohnwagen keine Straßenzulassung, ist also nicht dafür geeignet Europa zu bereisen; es besteht aber die Möglichkeit, bei einer sich ändernden Lebenssituation relativ unkompliziert einen Ortswechsel zu bewerkstelligen, denn der Wohnwagen steht auf Rädern. Da der Wohnwagen nicht auf ein festes Fundament angewiesen ist, wird, im Sinne der Umweltverträglichkeit, auch kein Boden versiegelt. Schnell kann der Wagen auf- und abgebaut werden, ohne den Untergrund zu beschädigen. Ein weiteres Charakteristikum des Wohnwagens sind seine vielfältigen Autarkiesysteme. Die Photovoltaikanlage, pflanzliche Wasserreinigungsanlage auf dem Dach und Biotoilette machen ihn zu einer eigenständigen Einheit, die ganzjährig nutzbar ist.



Der Wohnwagen wird entsprechend der individuellen Bedürfnisse gestaltet. Gemeinsam mit den BewohnerInnen wird ein individuell passendes Produkt mit variierender Ausstattung, Grundriss und Materialien, entwickelt.

Zielgruppe

Junge Familien, die sich ihr erstes kleines Eigenheim schaffen wollen, das später auch flexibel erweitert werden kann, interessieren sich für den Wohnwagen, ebenso ältere Menschen, die ihren Wohnraum reduzieren möchten. Auch Unternehmen zeigen Interesse, zum einen zur gewerblichen Nutzung, zum anderen um Zimmervermietungsprojekte aufzubauen. Bisher wurden sieben Projekte umgesetzt. In München steht seit Dezember 2014 der erste ganzjährig bewohnte Wohnwagen.

Geplant sind die Umsetzung eines Energiewagens (eine zentrale Versorgungseinheit, der weitere vier Wohneinheiten mit Strom, Wärme und Wasser autark versorgt), Familienwagens (mit Wohnraum für bis zu fünfköpfige Familien) und Marktwagens (Einsatz im gewerblichen Bereich).

Weiterführende Informationen

www.wohnwagen.at

Kontaktperson:
Theresa Steininger, MA
Geschäftsführerin Wohnwagen GmbH
Arnethgasse 42, 1160 Wien

(8) MICROLOFTS



Das Microloft ist ein mobiles Holzhaus, wahlweise zwischen 45 und 70m² groß. Innerhalb eines Tages kann es errichtet werden. Der Aufbau ist auf verschiedenen Unterkonstruktionen möglich, z.B. am Wasser, auf Stelzen, in erdbeben- oder überschwemmungsgefährdeten Gebieten. Mithilfe eines patentierten Dreh- und Hebeverfahrens kann das Haus genauso schnell wieder "zusammengeklappt", d.h. abgebaut und mit einem LKW transportiert werden.

Die Idee

Die Idee für das Microloft kam dem Gründer, Roman Richter nach vielen Wohnungswechseln und dem damit verbundenen Umzugsaufwand. Das Microloft ermöglicht es, umzuziehen und dabei alle Sachen im Haus zu lassen. Zusätzlich kann der Wunsch nach einem Eigenheim im Grünen mit dem Bedürfnis nach einem regelmäßigen Tapeten- beziehungsweise Standortwechsel kombiniert werden. Microloft verfolgt außerdem eine nachhaltige Bauweise, ohne Flurschäden zu verursachen, kann man überall sesshaft werden.



Zielgruppen

Die Microlofts sind leistbare Wohnobjekte, die schnell errichtet sind. Damit sind sie zum Beispiel für Familien geeignet, die außerdem von der Erweiterbarkeit der Lofts profitieren können. Für ältere Menschen ist besonders die Barrierefreiheit von Vorteil. Jüngere Generationen wiederum profitieren von der Mobilität der Lofts. Hat man sich noch nicht dazu entschieden, wo der Lebensmittelpunkt langfristig sein soll, besteht jederzeit die Möglichkeit das Loft abzubauen und an einen neuen Standort zu transportieren. Auch gewerbliche Kunden interessieren sich für die Microlofts, auch wegen der schnellen Lieferzeiten und Montage. Die Microlofts können auch geleast werden.

Weiterführende Informationen

www.microloft.at

Kontaktperson:
 Ing. A. Michael Longin
 Microloft GmbH
 Kärntnerstraße 533/1
 A-8054 Seiersberg / Steiermark
www.microloft.at

5 Eine Wohnung für jede Lebensphase

Sehr eng mit der Individualisierung und Flexibilisierung von Lebensläufen, die sich auch in Wohnkonzepten wiederfinden (vgl. vorangehendes Kapitel) ist ein weiterer Wohntrend verbunden, der darin charakterisiert ist, dass auf die verschiedenen Bedürfnisse in den verschiedenen Lebenssituationen und -phasen Rücksicht fokussiert wird. In diesem Kapitel geht es vor allem darum, welche Wohnbedürfnisse verschiedene Gruppen haben (z.B. Paare mit und ohne Kinder, alte Menschen, Kinder und Jugendliche) und inwieweit diese befriedigt werden können, z.B. im Zusammenhang mit flexiblen Wohngrundrissen und neuen Formen des Wohnens im Alter.

Die kinderlose Phase wird immer länger

Die Flexibilität der Lebensumstände steht in engem Zusammenhang mit der Familiensituation: So wirft etwa die Geburt eines Kindes die Frage nach einem kindgerechten Zuhause auf, welches nicht nur frei von potenziellen Gefahrenquellen ist, sondern auch den Aktivitätsradius von Kindern nicht unnötig einschränkt und nicht mit einer drastischen Erhöhung des Arbeitsaufwands im Haushalt verbunden ist (z.B. durch schlecht zu reinigende Oberflächen). Über den gesamten Familienzyklus betrachtet, findet zumeist ein steter Wandel in Hinblick auf den Platzbedarf statt: Während das kinderlose Paar in der Regel noch mit weniger Wohnraum sein Auslangen findet, stellt sich bei der Geburt des Kindes unmittelbar oder zumindest im Lauf der ersten ein, zwei Lebensjahre des Kindes die Frage nach einem eigenen Raum, in den sich das Kind zum Schlafen, Spielen und später auch Arbeiten (z.B. Hausaufgaben) zurückziehen kann. Hier ist zu berücksichtigen, dass die "kinderlose Phase" heute oft nicht nur einen kurzen Übergangszeitraum beschreibt, sondern sich durchaus über viele Jahre erstrecken kann; und zwar vor allem, weil sich das durchschnittliche Alter bei Geburt des ersten Kindes nach hinten verschoben hat und auch die Lebenserwartung gestiegen ist. Sowohl die vorelterliche als auch die nachelterliche Phase haben sich ausgedehnt (vgl. Nave-Herz 2012: 26f.). Für ein (noch) kinderloses Paar, liegt also die Wahl einer geringeren Wohnfläche zum Zeitpunkt des Zusammenziehens allein aus Kostengründen nahe, da eine größere Wohnfläche nicht in unmittelbarer Zukunft benötigt wird. Je nach Kinderzahl ist für den Zeitraum von durchschnittlich zwei Jahrzehnten der Bedarf an Wohnraum und eigenen Rückzugsräumen für einzelne Familienmitglieder stark erhöht, um in späteren Jahren, wenn die Kinder das Elternhaus verlassen, wieder drastisch abzusinken.

Von der Räuberhöhle zur Barrierefreiheit: Wohnbedürfnisse und Lebensalter

Selbstverständlich ändern sich Wohnbedürfnisse auch mit dem Lebensalter. Das Kinderzimmer mit Abenteuerbett und Räuberhöhle hat wenig mit den Bedürfnissen des älteren Paares gemein, dessen erwachsene Kinder bereits ausgezogen sind. Barrierefreiheit zählt wiederum bei den meisten Jungfamilien nicht zu den Grundbedürfnissen, ausgenommen vielleicht in Hinblick auf die Verfügbarkeit eines Aufzugs zum Transport des Kinderwagens. Wer im Arbeitsleben steht oder die Wohnung auch als Arbeitsplatz nutzt, hat ebenfalls, in Abhängigkeit von der unterschiedlichen Gestaltung des Alltags, in mancherlei Hinsicht andere Ansprüche an die Wohnung als das pensionierte Paar. Mit der Pensionierung findet zudem sehr häufig ein Bedeutungswandel der Wohnung stärker hin zu einem Hauptlebensort statt. Diese späte Lebensphase hat sich zudem durch die gestiegene Lebenserwartung deutlich verlängert.

Flexible Wohngrundrisse statt klassischer Familienwohnsitz

Die gängigen Grundrisse für Wohnimmobilien orientieren sich auch heute noch oft an der Kleinfamilie des postindustriellen Zeitalters. Doch gerade im Hinblick auf die sich verkürzende Familienphase, höhere Lebenserwartung, steigenden Trennungstendenz bei Paaren und zunehmende geografische Mobilität, braucht es zukünftig Wohnraum, der sich flexibel an diverser NutzerInnen anpassen kann. Das kann durch flexible Grundrisskonzepte passieren, wie die folgenden Ansätze zeigen. "Gebaute Flexibilität" ist die Antwort auf plurale und sich wandelnde Lebenssituationen. Die Praxisbeispiele am Ende des Kapitels illustrieren Möglichkeiten dieser flexiblen Grundrisse, so dass Wände verschoben oder auch ganze Wohneinheiten zusammengelegt und wieder getrennt werden können. Zwei Architekten von "Wimmer und Partner", die im Baugruppenprojekt LiSA gearbeitet haben (Praxisbeispiel 9), beschreiben dessen Vorteile im Gespräch mit uns wie folgt: *"Im Projekt LiSA kann man ein ganzes Leben verbringen: von der Single Wohnung bis zur Studierenden-Wohngemeinschaft, die Wohnung mit Partner und später vielleicht einmal mit Kindern, bis zum Lebensabend mit der Wohneinheit für eine/n PflegerIn. Bei Bedarf an Wohnfläche muss natürlich nebenan eine Einheit verfügbar sein. Aber der Ansatz ist dennoch schon sehr weit konzipiert. Die Wohnungen können relativ einfach zusammengeschalten und wieder getrennt werden."*

Was unterscheidet die Wohnbedürfnisse von Singles, kinderlosen Paaren und Eltern?

Nach Reichl (2014: 229ff) unterscheiden sich Singles von Paaren und Familien insbesondere darin, dass innerhalb der Wohnung – außer bei Besuchen – Privatheitsregulation (z.B. Rückzugszonen) kaum eine Rolle spielt und damit ein offeneres Wohnen möglich ist. Beim Übergang vom Single- zum Paarhaushalt ergeben sich weniger Veränderungen als bei einer Familiengründung, da die Wohnbedürfnisse von Kindern und Erwachsenen stärker voneinander abweichen als jene von zwei Erwachsenen. Dennoch stellt sich die Aufgabe, ein für beide Personen passendes Gefüge von Gemeinschafts- und Privatheitsbedürfnis zu etablieren, was beinhaltet, sich eigene Räume ("Territorien") innerhalb des gemeinsamen Wohnraums zu schaffen, dies aber auch dem Partner oder der Partnerin zuzugestehen. Die dabei stattfindenden Prozesse der Aneignung des eigenen "Territoriums" tragen nicht selten Konfliktpotenzial in sich und berühren häufig Themen wie Ordnung oder die grundsätzliche Gestaltung des Wohnbereichs. So findet Aneignung und territoriale Abgrenzung statt, wenn etwa ein Zimmer aktiv gestaltet wird (Platzierung der Möbel, Dekoration etc.), aber auch, wenn beispielsweise die persönlichen Utensilien (Kleidung, Zeitschriften etc.) in der gesamten Wohnung verstreut werden.

Alleinerziehende brauchen 'kleinere' Wohneinheiten in zentraler Lage

Der Wohnforscher Oberhuber spricht in unserer Fokusgruppe die spezifischen Wohnbedürfnisse alleinerziehender Eltern an. Für Alleinerziehende seien zwei Dinge entscheidend: Die Wohnung muss leistungsfähig sein und sie muss zentral gelegen sein beziehungsweise in der Nähe von öffentlichen Verkehrsmitteln. Die Verfügbarkeit einer geeigneten Kinderbetreuungseinrichtung in unmittelbarer Nähe stellt ebenfalls ein Bedürfnis dar, das besonders bei dieser Personengruppe oft im Vordergrund steht.

Gerade in Wien sieht Oberhuber außerdem das generelle Problem, dass die Verfügbarkeit kleiner Wohnungen durch Zusammenlegungen stark abgenommen hat und die meisten Verträge befristet sind, sowie einen hohen Quadratmeterpreis aufwiesen. "Es ist oft nicht der Wohnwunsch erfüllbar, den dieser Haushalt braucht."

Wohnbedürfnisse von Patchworkfamilien

Einer ganz eigenen Situation sehen sich viele Scheidungs- und Patchwork-Familien gegenüber, wo häufig unterschiedliche Nähe- und Distanz-Bedürfnisse (z.B. zwischen Geschwistern und Stiefgeschwistern) mit beständig wechselnden Personenkonstellationen im Haushalt einhergehen. So muss vielleicht an den Wochenenden regelmäßig Platz geschaffen werden für die Kinder des Mannes aus erster Ehe. Maerki & Schikowitz (2008) betonen die Wichtigkeit flexibler Gestaltungsmöglichkeiten für Patchworkfamilien in Hinblick auf das soziale Miteinander:

"Zudem ist es im Zuge des Aushandlungsprozesses neuer Rollen und Strukturen in Patchworkfamilien wichtig, dass sich das auch räumlich, durch Einrichtung und Gestaltung, flexibel ausdrücken kann. Verschiebbare und umbaubare Möbel, Möglichkeiten für eine Umgestaltung der Wohnausstattung und genügend technische Anschlüsse dienen dazu, dass das "Territorium" permanent neu ausgehandelt werden kann. So ist z.B. zu Beginn für die "neuen" Geschwister eine gewisse Distanz und Privatheit voneinander wichtig, die aber möglicherweise im Laufe der Zeit z.B. durch das Zusammenleben der Spielbereiche schrittweise abgebaut wird." (Maerki & Schikowitz 2008: 26)

Großfamilien: Leistbarer Wohnraum oft knapp – besonders in Wien

Familien mit drei oder mehr Kindern haben naturgemäß einen höheren Bedarf an Wohnraum als Haushalte mit weniger Personen. Mehr Wohnraum bedeutet in der Regel allerdings auch mehr Kosten, weshalb die Verfügbarkeit von leistbarem Wohnraum für Familien mit mehreren Kindern besonders wichtig ist. Zu bedenken ist hier auch, dass beengte Wohnverhältnisse gerade für Kinder ein maßgebliches Entwicklungshemmnis darstellen können (vgl. weiter unten). In der Fokusgruppe wurde außerdem darauf hingewiesen, dass insbesondere in Wien zu wenige Angebote in diesem Sektor vorhanden seien. Brand merkt an, dass im Neubau angestrebt werde, vielfältige Größen zur Verfügung zu stellen, Oberhuber meint aber: "Der Neubau hat definitiv nicht Schritt gehalten, es war definitiv zu wenig Neubau, vor allem zu wenig geförderter."

Herausforderung für die Zukunft:

Barrierefreies Wohnen und Versorgung von alten Menschen

Soziale Isolation und Versorgungsengpässe für eine zunehmend älter werdende Gesellschaft sind relevante Themen, die auch für die Zukunft des Wohnens eine wichtige Rolle spielen. Besonders eine eingeschränkte Mobilität birgt die Gefahr, dass soziale Kontakte nur noch eingeschränkt stattfinden können oder die selbstständige Lebensführung aufrechterhalten werden kann. Umso mehr steigt die Abhängigkeit von anderen Personen, Hilfseinrichtungen oder auch einer zufriedenstellenden Infrastruktur (z.B. Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel). Auch sind alte Menschen oft mit baulichen Hürden, wie z.B. Treppenhäusern, konfrontiert, die jeden Schritt aus dem Haus erschweren oder für manche sogar unmöglich machen.

Alte Menschen in ländlichen Gebieten benachteiligt

In unseren Fokusgruppen wird darauf hingewiesen, dass alte und pflegebedürftige Menschen besonders in ländlichen Gebieten vor Probleme gestellt sind. Hier nehme die die Versorgung zwischen den Generationen ab, da die jüngere Generation vermehrt in den städtischen Raum zieht. Gleichzeitig seien Wege zu Freunden, Familie, zum Supermarkt oder versorgenden Einrichtungen länger und eine Hürde für besonders jene, die wenig mobil sind, vor allem wenn öffentliche Verkehrsmittel kaum oder nicht vorhanden sind. Auch das Thema der Pflegeorganisation muss unter der Stadt-Land-Diskrepanz betrachtet werden. Michaela Moser erwähnt

in der Fokusgruppe Forschungen, die zeigen, dass Pflegekräfte den städtischen Raum gegenüber dem ländlichen bevorzugen. Folglich seien ländliche Gebiete leicht unterbesetzt. Sie berichtet in diesem Zusammenhang auch, dass immer wieder GemeindevertreterInnen an ihre Arbeitsstätte (=akademische Forschungsstelle) kommen und man gemeinsam nach Lösungen sucht, wie mit der immer älter werdenden (Dorf-)Bevölkerung umzugehen sei.

"Man muss sich schon rechtzeitig kümmern"

Der Fokusgruppenteilnehmer Reichl nimmt auch die alternde Bevölkerung selbst in die Verantwortung: Seiner Erfahrung nach wird die Entscheidung, wie Menschen im Alter gerne leben möchten, von diesen viel zu spät oder gar nicht getroffen. Es sei ratsam, sich lange bevor es brisant werde, mit dieser Thematik auseinanderzusetzen. Der richtige Zeitpunkt sei mit 50+, wenn man noch erwerbstätig ist bzw. wenn die Kinder (seit kurzem) aus dem Haus sind. Die Bereitschaft, im höheren Lebensalter umfassende bauliche Veränderungen in Hinblick auf Barrierefreiheit durchführen oder aber auf eine alternative Wohnform umzusteigen, sei, so Reichl, sehr gering – von wenigen Ausnahmen abgesehen.

"Versorgung" allein genügt nicht!

Ein wichtiges Ziel besteht zwar darin, dass ältere Menschen so lange wie möglich in ihrer gewohnten Umgebung leben und bei Bedarf betreut werden können. Mehr und mehr rückt aber darüber hinaus die Tatsache in den Fokus, dass eine autonome Lebensführung nur vor dem Hintergrund einer **befriedigenden sozialen Einbindung** als wünschenswert zu erachten ist. Maximale Barrierefreiheit und eine ausgeklügelte technische Ausstattung vermögen zwar körperliche Funktionsverluste bis zu einem gewissen Grad zu kompensieren und die Abhängigkeit von Hilfeleistungen durch andere Menschen verringern, sollten jedoch nicht zu dem Schluss verleiten, dass damit selbstverständlich ein menschengerechtes Leben gewährleistet ist.

Wie beschrieben, ist es gerade die Gefahr der Vereinsamung und Isolation, die im Alter durch Verlust (Verwitwung), Krankheit und Mobilitätseinschränkungen droht. Der Wunsch nach Kontakt und sozialer Einbindung stellt jedoch ein menschliches Grundbedürfnis dar, welches sich am idealsten in einem Fluss des Gebens und Nehmens verwirklicht. Diese Wechselseitigkeit ist auf der Basis eines bloßen Versorgtwerdens (z.B. durch ambulante Dienste etc.) naturgemäß nicht gegeben, sondern kann sich nur im sozialen Miteinander durch Übernahme unterschiedlicher Aufgaben und Rollen entfalten, die durch keine einseitige Zuweisung als HilfegeberIn und HilfsempfängerIn beschränkt sind.

Das klassische Seniorenheim hat ausgedient

Die "klassische" Lösung des Errichtens von SeniorInnenheimen wird zunehmend seltener als ideale Lösung gesehen. Wien nimmt diesbezüglich eine Vorreiterrolle ein: Bereits Anfang der 1990er Jahre hat der Wiener Gemeinderat einen Baustopp der PensionistInnenheime nach dem alten Modell beschlossen. Vielmehr entstehen alternative Modelle, die alten Menschen ein schönes Wohnen ermöglichen. Neben privaten und eigeninitiierten Projekten, von denen in den Fokusgruppen berichtet wird (z.B. Zusammenschluss von Witwern in einer WG), gibt es freilich auch die von dritter Stelle geplanten.

Eine weitere Möglichkeit des Zusammenlebens, die besonders die soziale Einbindung für ältere und alte Menschen ermöglicht, ist das sogenannte **Mehrgenerationenwohnen**, das zum Beispiel im Modell "Haus im Leben" verwirklicht wurde (siehe ausführliches Praxisbeispiel am Ende des Kapitels).

Kindgerechtes Wohnen ist wichtig für die Entwicklung

Aus psychologischer Sicht kann die Bedeutung eines kindgerechten Wohnumfeldes für eine gesunde kognitive, emotionale wie auch soziale Entwicklung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wohnung und Wohnumgebung stellen für Kinder einen ganz zentralen Lern- und Erfahrungsraum dar. Dabei ist natürlich zu beachten, dass je nach Lebensalter unterschiedliche Rahmenbedingungen und Bedürfnisse im Zentrum stehen. Während etwa das Bedürfnis nach Rückzug und Privatheit im Säuglings- und Kleinkindalter noch nicht von Bedeutung ist, spielt es im Jugendalter eine wichtige Rolle. Mit zunehmendem Lebensalter erlangen auch Aneignungsräume außerhalb der Wohnung – in der Wohnumgebung – mehr und mehr an Bedeutung. Salutogene, also gesundheits- und entwicklungsfördernde Lebensumwelten für Kinder und Jugendliche zeichnen sich durch eine Reihe von Eigenschaften aus, die im Folgenden etwas ausführlicher beschrieben werden.

Entdecken und Erkunden in einem sicheren Umfeld

Eine wesentliche Eigenschaft einer entwicklungsfördernden Wohnumwelt besteht darin, einen hohen Anregungs- und Erfahrungsgehalt zu bieten. Dieser ist dann gewährleistet, wenn ein Entdecken und Erkunden der Umwelt innerhalb eines sicheren Rahmens möglich ist. Naturgemäß gestaltet sich der Erkundungsraum für ein Kleinkind anders als für ein Volksschulkind und für ein Kind im Kindergartenalter wiederum anders als für einen Jugendlichen. Kleinkinder lernen in hohem Maße durch "Be-greifen" im wörtlichen Sinne und brauchen Raum, um ihre motorischen Fähigkeiten (Krabbeln, Laufen) zu entwickeln. Gefahren drohen durch zu Experimenten verlockende Steckdosen, ungesicherte Treppen, heiße Herdplatten, Bügeleisen und Co. und erfordern entsprechende Maßnahmen innerhalb der Wohnung. Von ganz zentraler Bedeutung ist nicht nur im Kleinkind-, sondern insbesondere auch im Kindergarten- und Volksschulalter das kindliche Spiel, welches sich von einfachen Funktionsspielen zu komplexen Konstruktions-, Rollen- und Kommunikationsspielen hin entwickelt. Gefahr droht nun zumeist weniger durch Sicherheitsmängel im Haushalt als vielmehr durch Faktoren, die durch den erweiterten Aneignungsraum bedingt sind – hier ist an erster Stelle der Straßenverkehr zu nennen. Natur besitzt generell einen sehr hohen Anregungsgehalt für alle Altersgruppen, für Kinder und Jugendliche ebenso wie für Erwachsene und stellt somit einen ganz zentralen Bestandteil einer salutogenen Lebenswelt dar. Auch sollten ausreichend **Bewegungsräume zur Verfügung stehen**, die zur körperlichen Aktivität einladen.

Gegen die "Verhäuslichung" der Kindheit

Das grundlegende Bedürfnis nach **Gemeinschaft** und Zugehörigkeit ist ein weiterer Faktor, der im familiären Kontext von ebenso großer Bedeutung ist wie in Hinblick auf Freunde und Spielkameraden. Im Wohnkontext wird dieses Bedürfnis unterstützt, wenn Räume (Innen- wie Außenräume) zur Verfügung stehen, wo Begegnung stattfinden kann. Was die Interaktion mit anderen Kindern und Jugendlichen betrifft, spricht die Soziologie vom Phänomen der Verinselung, aber auch der Verhäuslichung von Kindheit (vgl. Nissen 1998).

Die Lebenswelten von Kindern gestalten sich für viele Kinder und Jugendliche heutzutage weniger wie eine zusammenhängende Landmasse, die eigenständig erforscht werden kann, sondern vielmehr wie ein Inselarchipel, bestehend aus isolierten, räumlich voneinander getrennten Lebensbereichen, die zumeist nur mit Hilfe von Erwachsenen überbrückt werden können. Die "Insel Wohnen" ist zudem durch eine im Gegensatz zu früheren Generationen deutlich merkbare Konzentration auf Innenräume gekennzeichnet ("Verhäuslichung"). Gemeinschaft mit anderen Kindern ist unter diesen Voraussetzungen häufig beschränkt, strukturiert (z.B. im Verein) und von Erwachsenen überwacht und gesteuert.

Auch Kinder brauchen ihre Privatheit

Als Gegenpol zur Gemeinschaft ist das Bedürfnis nach **Rückzug und Privatheit** von nicht weniger großer Bedeutung. Beengte Wohnverhältnisse stellen ein wichtiges Merkmal von Armut dar, deren negativer Einfluss auf die kindliche Entwicklung bereits seit langem bekannt und durch zahlreiche Studien belegt ist (vgl. z.B. Vaskovics 1988). Dabei ist, wie auch in der Fokusgruppe von den Experten betont wird, nicht die absolute Quadratmeterzahl des Wohnraums entscheidend, sondern die generelle Möglichkeit des Rückzugs und des Ungestörteins, um Regeneration, aber auch die notwendigen Voraussetzungen für konzentriertes Lernen zu gewährleisten.

Wohnen bedeutet – gerade für Kinder – im Idealfall gleichzeitig auch **Geborgenheit** bzw. stellt, wie etwa Reichl (2014: 81) meint, sogar ein zentrales Thema des Wohnens dar. Das Gefühl der Geborgenheit – oder das Fehlen desselben – wird sehr stark durch die Raumgestaltung (z.B. Farben und Materialien) vermittelt, aber auch durch die individuelle Möglichkeit, das Bedürfnis nach Privatheit einerseits und Kontakt andererseits den persönlichen, aktuellen Bedürfnissen entsprechend regulieren zu können. Geborgenheit geht naturgemäß auch Hand in Hand mit dem Gefühl der – inneren wie äußeren – Sicherheit.

Wohnen als Spiegel der demografischen Entwicklung – Kinder und Jugendliche auf der Verliererseite?!

Während den Wohnbedürfnissen älterer Menschen zunehmend Beachtung geschenkt wird, stehen Kinder und Jugendliche, was die Gestaltung ihres persönlichen Wohn- und Lebensraums betrifft, nur selten im Blickfeld. So konstatiert auch die renommierte deutsche Wohnpsychologin Antje Flade in einem Zeitungsinterview: "Die demografische Entwicklung überschattet alles" (Schlaier, Süddeutsche Zeitung 2010) und warnt in einem weiteren Interview davor, den Fokus einseitig auf eine alternde Gesellschaft zu richten:

"Reden wir heute über die Zukunft, dann ist meist sofort von der alternden Gesellschaft die Rede. Sie steht so sehr im Vordergrund, dass die jüngere Generation fast automatisch in den Hintergrund gerät. Wenn diese Zukunft eines Tages Gegenwart ist, werden wir dann nur noch altengerecht planen, bauen und wohnen? Oder auch fragen: Wo bleiben die Kinder? Schlimm genug, dass es schon heute mancherorts als Belästigung empfunden wird, wenn Kinder ausgelassen spielen und es nicht immer leise zugeht. Wir sollten uns jedoch hüten, die Generationen gegeneinander auszuspielen - und dennoch besonders darauf achten, die Bedürfnisse der immer weniger werdenden Kinder nicht aus dem Blick zu verlieren." (Flade, Südwest Presse 2011)

In diesem Zusammenhang ist insbesondere darauf hinzuweisen, dass die beschriebenen Phänomene der "Verinselung" sowie der "Verhäuslichung" der Kindheit mit einer **massiven** Einschränkung des Aneignungsspielraums im Vergleich zu früheren Generationen einhergehen.

Diese Problematik wird auch von den ExpertInnen in der Fokusgruppe thematisiert. Fast scheint es, als seien in Bezug auf Kinder und Jugendliche im Kontext des Wohnens genau gegenläufige Trends auszumachen: Während Selbst- und Mitbestimmung im Wohnkontext ganz generell zunehmend an Bedeutung gewinnen, erscheinen Kinder und Jugendliche, was den Anregungs- und Erfahrungsgehalt, die Gemeinschaft mit anderen Kindern, die Bewegungsräume und generell die Möglichkeiten zur Aneignung betrifft, zunehmend fremdgesteuert und von Eltern und anderen Erwachsenen abhängig.

Co-Housing-Projekte besonders kinderfreundlich

Den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen wird insbesondere im Rahmen von (familienbezogenen) Co-Housing-Projekten ein besonderer Stellenwert eingeräumt (siehe Kapitel 6). Die besonders familien- und kinderfreundliche Struktur dieser Wohnformen zeigt sich u.a. in einer wesentlich höheren Geburtenrate als im Bevölkerungsschnitt (vgl. z.B. Millionig et al. 2010). Reichl (2014: 228f) verweist darüber hinaus auch auf den Umstand, dass Dänemark nicht nur als kinderfreundlichstes Land in Europa gilt (vgl. Opaschowski 2013), sondern gleichzeitig auch das als "Land des Co-Housing" bezeichnet werden kann. Daraus könne geschlossen werden, dass Dänemark entweder (neben anderen Rahmenbedingungen) auch aufgrund der vielen Co-Housing-Projekte als so kinderfreundlich bewertet werde, oder aber aufgrund seiner Kinderfreundlichkeit Co-Housing-Projekte entsprechend forcieren.

Eine andere Möglichkeit, die Interessen von Kindern und Jugendlichen zu berücksichtigen, stellen Initiativen wie die "kinderfreundliche Hausordnung" dar. Gleichzeitig wird damit auch die gegenseitige Rücksichtnahme und Toleranz zwischen den Generationen gefördert (siehe Praxisbeispiel am Ende des Kapitels).

(9) LiSA, das Haus für alle Lebensphasen

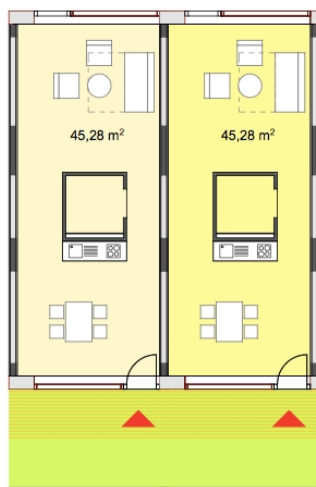
Baugruppenprojekt LiSA (Leben in der Seestadt Aspern)

Wohneinheiten: 48

Geplante Fertigstellung: 2015

Zielgruppe: LiSA ist für jede Lebensphase, von der Senioren WG bis zur Jungfamilie, Singles oder Familien mit vielen Kindern.

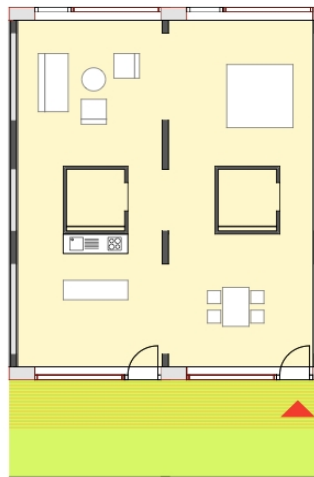
Das Baugruppenprojekt LiSA von den Architekten Wimmer & Partner versteht sich als ein "Haus für alle Lebensphasen". Es wurde in einem partizipativen Planungsprozess entworfen und befindet sich im Stadtentwicklungsgebiet Aspern kurz vor der Eröffnung (Stand: September 2015). Flexibilität wird hier über den Grundriss an sich verändernde Lebensphasen ermöglicht: die BewohnerInnen können aneinandergereihte Wohneinheiten à 35m² zusammenlegen oder wieder abtrennen. Jede einzelne Wohneinheit ist für sich vollständig mit allen notwendigen Anschlüssen ausgestattet. Die Außenwände sind tragend, die Wände zwischen den Wohneinheiten können flexibel aufgestellt oder wieder abgetragen werden.



Garconniere ca. 45m² Garconniere ca. 45m²

Anna zieht nach Aspern...
Otto zieht nach Aspern...

2013



+ Loft ca. 90m²

...aus Freunden ein Paar.

2015



+ Wohnung ca. 90m²

...und dann noch Emil.

2019

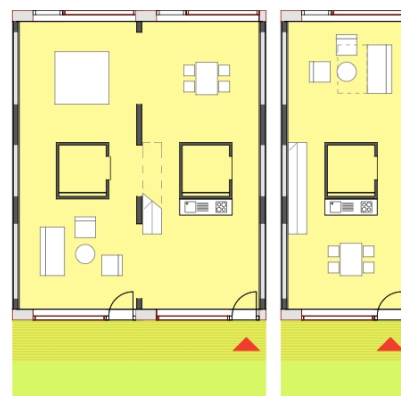
Weiter-
rende Infor-
nen



Wohnung + Einleger ca. 135m²

Klara will ihre eigene Wohnung!

2035



+ betreutes Wohnen ca. 135m²

ihren Lebensabend verbringen sie in Aspern
- betreut von Svetlana

2062

füh-
matio-

www.lisa.co.at, Wimmer & Partner, Kontakt siehe Praxisbeispiel (4)

(10) LOOFT von ELK: Räume schaffen, wo zuvor keine waren



Das LOOFT von ELK ist ein Fertighaus mit beweglichen Decken und Wandelementen, dessen Grundrisstruktur sich flexibel erweitern oder rückbauen lässt, ohne dabei Umbauarbeiten zu verursachen. Drei Räume können mittels einer Trägerkonstruktion relativ rasch und kostengünstig (temporär) errichtet werden. Alle Teile wiegen etwa 50-60kg und sind damit so dimensioniert, dass sie einfach manipulierbar sind.

Architektur und Raumkonzept

In der Grundversion erinnert das LOOFT mit einer Raumhöhe von 5,5m durch die offene Wohnraumgestaltung an ein Industrieloft. Das zusätzliche "o"

im Namen steht für die Räume, die erweitert werden können. Im Erdgeschoss befindet sich ein großes Wohnzimmer, Abstellraum, WC und Technikraum; Küche und Essplatz fließen ineinander. Das Obergeschoss sieht eine Galerie vor, die in der Basisversion zum Schlaf- und Badezimmer führt und über die man in der erweiterten Version zu den zusätzlichen Räumen gelangt. Die Heizung und Anschlüsse der mobilen Räume sind bereits in den Außenwänden integriert. So erlaubt LOOFT eine Wohnraumvergrößerung von bis zu 40m² (von 112m² in der Basisversion auf 156m² in der Vollausbauversion).

Interview mit Bernd Höfferl, Technischer Geschäftsführer von ELK

Was ist die Philosophie von LOOFT?

Die Idee ist es, eine Flexibilität des Wohnraums zu bieten, der sich an die jeweiligen Lebensbedingungen der NutzerInnen anpasst. Uns ging es darum, bei gleichbleibender Außenhülle Flexibilität im Innenleben zu ermöglichen. In der Basisversion habe ich bereits alles, was ich grundsätzlich zum Wohnen brauche. Weitere Räumlichkeiten können jederzeit mit wenigen Handgriffen ergänzt oder wieder weggenommen werden. Später ergänzen heißt auch, dass am Anfang nur das Startkapital für die Basisversion vorhanden sein muss. Das ist für junge Menschen oft eine Erleichterung.

Wer interessiert sich für LOOFT?

Das Projekt ist noch relativ jung. Wir haben seit 2014 ein Modell im Musterhauspark Graz stehen. Es gibt bereits ein paar Bestellungen, das erste LOOFT wird Ende des Jahres 2015 in der Nähe von Ebreichsdorf aufgestellt. Die meisten Interessierten waren bisher Jungfamilien.

Gibt es Ideen für die Zukunft?

Aktuell stellen sich noch ein paar rechtliche Fragen, z.B. wenn man dieses Gebäude bauen will, muss man sich vorab entscheiden, mit wie vielen Zimmern man es einrichtet. Die Frage der (veränderbaren) Fläche ist zum Beispiel auch für den Energieausweis relevant - der sich im Verhältnis Außenhülle zur Innenfläche berechnet. Wenn man das LOOFT als offenes Gebäude in der Basisversion bewertet, ist es natürlich energetisch schlechter als im Endausbau, obwohl die Außenhülle immer gleich bleibt. Bereits mitgedacht haben wir auch die Möglichkeit, anstelle der Terrassentüren, kostengünstig einen Lift nachrüsten zu können um barrierefreies Wohnen zu ermöglichen. Eine Weiterüberlegung bei LOOFT wäre eine gekoppelte Bauweise im Reihenhaus um Kompaktheit zu erzielen. Hier könnte man auch für die Zukunft sehr interessante Ideen entwickeln: Wenn in einer Siedlung ein/e BewohnerIn ein Zimmer nicht mehr braucht und der/die NachbarIn aber schon, dann könnten sie das Haus einfach innerhalb der Siedlung tauschen. Solche Sharing-Modelle klingen jetzt vielleicht noch wie Zukunftsmusik da unsere Wohngewohnheiten nach wie vor sehr traditionell geprägt sind und die meisten ganz klare Vorstellungen von "Haus" und "Wohnen" haben, aber es geht in diese Richtung.

Weiterführende Informationen

www.elk.at/elk-loft/

Kontaktperson:

Ing. Bernd Höfferl, MSc, Technischer Geschäftsführer ELK Fertighaus GmbH
Industriestraße 1, 3943 Schrems

(11) Mehrgenerationenwohnen im "HAUS IM LEBEN"



Das Haus im Leben ist ein Wohnkonzept, das aus der Sicht der Bedürfnisse des alten Menschen entwickelt wurde. Das Resultat ist eine Mehrgenerationenwohnumgebung basierend auf der sozialen Logik, dass ältere Menschen nicht nur unter sich wohnen möchten. Mit dem Haus im Leben wird die Idee der "Großfamilie" nachgebildet.

Mittlerweile gibt es in Österreich mehrere "Haus im Leben"-Projekte (siehe Kasten). Das erste Konzept wurde u.a. mit der Unterstützung des Care Living Circle (CLC) erschaffen. Dies ist eine Gemeinschaft von unabhängigen ExpertInnen aus den Bereichen Altenarbeit, Medizin, Projektentwicklung, Planung, Baumanagement, Ausstattung, Raumkultur (und weitere).

zinn, Projektentwicklung, Planung, Baumanagement, Ausstattung, Raumkultur (und weitere).

Haus im Leben - Standorte

Wien, Seestadt Aspern: besiedelt seit Juni 2015

Tirol, Vomp, Ortsteil Fiecht: besiedelt seit Oktober 2015

Niederösterreich, Ybbsitz: Bau: September 2013 – Frühjahr 2016

Tirol, Innsbruck: Bau: November 2015 – Frühjahr 2017

Tirol, Jochberg Ortszentrum: Bau: November 2015 – Oktober 2017

Weitere Projekte sind in Niederösterreich, Kärnten und der Steiermark in Entwicklung.

Architektonische Voraussetzungen

Ein Haus im Leben befindet sich stets in zentraler Lage oder ist gut durch öffentliche Verkehrsmittel erschlossen um eine gute Anbindung und Nahversorgung (Geschäfte, Ärzte, etc.) zu fördern. Im Erdgeschoss sind verschiedene öffentliche Einrichtungen (z.B. Kindergarten, Kinderkrippe, Arzt, Physiotherapie) verortet, die das Haus zu einem belebten Ort machen. Auch ein Café gehört idealerweise zum zentralen Eingangsbereich: "Dort setze ich mich hin und schaue dem Leben zu wie es ein- und ausgeht. Wir wollen das Leben von außen hereinholen", so Anton Stabentheiner.

Das gesamte Haus ist außerdem barrierefrei gebaut und bietet Orientierungshilfen und Leitsysteme, so dass man sich nicht verläuft. Auch die Wohneinheiten sind barrierefrei gebaut und sind vorbereitet für den Einbau der so genannten *Ambient assisted living-Systeme*, d.s. altersgerechte Assistenzsysteme für ein selbstbestimmtes Leben, die man nutzen kann, wenn man nicht mehr so mobil, agil und geistig fit ist. Dazu gehören etwa Sicherheitseinrichtungen, die den Herd automatisch ausschalten, Stoppschalter beim Wasser, Notruftasten, Bewegungsmelder, die in der Nacht das Licht einschalten. Diese privaten, bedarfsgerecht ausgestatteten Wohneinheiten in Kombination mit Gemeinschafts- und Begegnungsräumen erlauben die autonome Wahl von Nähe und Abstand zu anderen BewohnerInnen.

Zwischenmenschliche und soziale Voraussetzungen

Das Zusammenleben und gemeinsame Aktivitäten werden bewusst forciert. So wird das Miteinander durch Feiern von Traditionen, gemeinsamen Sonntagsbrunch und regelmäßige MieterInnenreffen gestärkt. Ältere Menschen verbringen gewöhnlich viel Zeit zu Hause oder in der Nähe ihres Zuhauses. Umso wichtiger sind Beschäftigungsmöglichkeiten und sinnvolle Aufgaben. In diesem Sinne werden BewohnerInnen auch zur gegenseitigen Nachbarschaftshilfe angeregt.

Außerdem gibt es einen Austausch zwischen den Generationen: Die älteren unterstützen die jüngeren BewohnerInnen. "Um ein Kind zu erziehen braucht es ein ganzes Dorf – das haben wir nicht, aber zumindest ein Haus im Leben, wo sich die Menschen so wertschätzend begegnen, dass die Kinder von verschiedenen Seiten Resonanz für die Aspekte ihres Seins bekommen, nicht nur von den Eltern", so Anton Stabentheiner.

Trotz der zahlreichen Angebote ist der oberste Wert im Haus im Leben Freiheit. Die BewohnerInnen unterstehen ganz normal dem Mietrechtsschutzgesetz, d.h. es gibt keine Verpflichtung sich in die Gemeinschaft einbringen zu müssen.

Die Wohnmoderation

Das Haus im Leben hat eine weitere Besonderheit: Es ist ein moderiertes Haus. Dafür gibt es eigens eine(n) Wohnmoderator(in). Diese Person ist eine neutrale Anlaufstelle für die Belange der BewohnerInnen, fördert die Kommunikation und unterstützt bei der Lösung von Konflikten. Finanziert wird die Wohnmoderation durch die BewohnerInnen selbst, durch einen geringen Mietaufpreis pro Haushalt. "Wenn ich jemanden für die Kinder zum Aufpassen brauche, sage ich das der Hausleitung (WohnmoderatorIn), die dann weiß, wen man fragen könnte. Der/Die ModeratorIn nimmt eine neutrale Position ein und muss die Bedürfnisse von Alt und Jung zusammenbringen. Das Erfolgsgeheimnis im Haus im Leben ist der Fokus auf die Qualität der Einzelbeziehungen", so Anton Stabentheiner.

Im Haus im Leben wird außerdem, je nach Standort, Stadtteilarbeit beziehungsweise Dorfentwicklungsarbeit geleistet, indem auch das nahe soziale Umfeld und die Nachbarschaft miteinbezogen werden. Ressourcen, in Form von ehrenamtlichen und professionellen Kontaktpersonen im Umkreis, werden von der/dem WohnmoderatorIn in ein Netzwerk aufgenommen und dadurch persönliche Beziehungen etabliert, die ein Case- und Caremanagement gewährleisten und bei Bedarf eine Vielzahl an Versorgungsszenarien abdecken sollen.

Gezielte Mischung der verschiedenen Altersgruppen

Im Haus im Leben sollen alle Generationen ausgewogen vertreten sein. Ein Drittel der BewohnerInnen sind Jungfamilien (unter 40 Jahre alt) und höchstens 50% der Wohnungen für Menschen über 60 Jahre gedacht. Bei den älteren BewohnerInnen wird zusätzlich auf eine gleichmäßig fallende Altersabstufung geachtet, um zu vermeiden, dass später zeitgleich lauter Hochbetagte im Haus wohnen. "Im Haus im Leben in Fiecht ist der älteste Bewohner 87 Jahre, und die jüngste Bewohnerin war bei Mietvertragsabschluss vier Tage alt. In zwei Wochen wird die allerjüngste Bewohnerin geboren. Direkt daneben wohnt eine ältere Dame, die ist jetzt bald von Kinderlachen umgeben. Das ist das, was ich so toll finde", sagt Anton Stabentheiner.

Folgeprojekte

Seit der Entwicklung im Jahr 2007 sind viele Kompetenzen in das Konzept eingeflossen, wodurch es möglich ist, das im Haus im Leben in Zukunft zu vervielfältigen. Dennoch gilt zu bedenken, dass ein Haus im Leben je nach Lage und Zielgruppe individuell gestaltet werden muss.

Was sagen die NachbarInnen?



Robert und Margit (beide 73 Jahre) sind PassantInnen, die nicht im Quartier wohnen, das Haus im Leben in Aspern aber interessant finden. Wir treffen sie bei unserer Erkundungstour und fragen sie zum Thema Wohnen im Alter: Margit hilft oft in einem SeniorInnenheim mit und beschreibt, dass vielen alten Menschen der eigene Antrieb fehlt und dass sie zu gemeinsamen Aktivitäten angeregt werden müssen. "Dann macht es ihnen Spaß, wenn gemeinschaftlich etwas gemacht, gebastelt, gebacken, usw. wird." Betreuungspersonen vor Ort sind ihrer Meinung nach nötig, um der Vereinsamung alter Menschen aktiv entgegenzuwirken. "Wenn sie schon vorher einsam waren, reicht die bloße Unterbringung in SeniorInnenheimen nicht. Es bedarf Anregungen durch eine Art "AnimateurIn", die Gruppenaktivitäten organisieren und anleiten." Im Konzept des Haus im Leben sehen Margit und Robert eine mögliche Antwort auf die Wohnungsfrage im Alter. Margit betont: "Man müsste aber früh genug einziehen, solange man noch eigenständig ist, damit man sich noch aktiv an der Gemeinschaft beteiligen kann. Wenn man ein Teil der Gemeinschaft ist kann man dann in Ruhe dort alt werden!"

Robert und Margit (beide 73 Jahre) sind PassantInnen, die nicht im Quartier wohnen, das Haus im Leben in Aspern aber interessant finden. Wir treffen sie bei unserer Erkundungstour und fragen sie zum Thema Wohnen im Alter: Margit hilft oft in einem SeniorInnenheim mit und beschreibt, dass vielen alten Menschen der eigene Antrieb fehlt und dass sie zu gemeinsamen Aktivitäten angeregt werden müssen. "Dann macht es ihnen Spaß, wenn gemeinschaftlich etwas gemacht, gebastelt, gebacken, usw. wird." Betreuungspersonen vor Ort sind ihrer Meinung nach nötig, um der Vereinsamung alter Menschen aktiv entgegenzuwirken. "Wenn sie schon vorher einsam waren, reicht die bloße Unterbringung in SeniorInnenheimen nicht. Es bedarf Anregungen durch eine Art "AnimateurIn", die Gruppenaktivitäten organisieren und anleiten." Im Konzept des Haus im Leben sehen Margit und Robert eine mögliche Antwort auf die Wohnungsfrage im Alter. Margit betont: "Man müsste aber früh genug einziehen, solange man noch eigenständig ist, damit man sich noch aktiv an der Gemeinschaft beteiligen kann. Wenn man ein Teil der Gemeinschaft ist kann man dann in Ruhe dort alt werden!"

Wohnen im Alter - was ist in der Zukunft wichtig?

Selbstbestimmtheit

Die älteren Menschen der Zukunft möchten so leben, wie sie es auch jetzt, in noch jüngeren Jahren, tun, nämlich weitgehend selbstbestimmt. Dazu Engelbert Mistlbacher: *"Es geht nicht darum, dass alte Menschen sich in Institutionen einfügen sollen, sondern, dass Institutionen Möglichkeiten, Voraussetzungen und Unterstützung darin bieten, den individuellen Lebensweg und Lebensgestaltung auch im hohen Alter beibehalten zu können. Der Mensch soll in seinem Leben unterstützt und gefördert werden; es geht nicht um das funktionelle Abdecken von Grundbedürfnissen, wie Pflege, Essen, Hygiene. Wichtig ist es Selbstbestimmung zu wahren. Dazu zählen eigenständige Entscheidungen, wie z.B. mit wem ich zusammenwohne und wie ich meinen Tagesablauf gestalte."*

Bewusstseinsbildung

Es braucht eine Bewusstseinsbildung, um zu verstehen, dass die Zeitspanne des gesunden Alters immer größer wird. Außerdem soll die Eigenverantwortlichkeit für die Gestaltung dieses Lebensabschnittes angeregt werden. Dazu Anton Stabentheiner: *"Es ist wichtig vielfältige Angebote zu bieten und die Menschen zu unterstützen bei der Mitgestaltung dieser Angebote, d.h. Eigeninitiativen zu fördern. Das gilt auch für das Wohnen. Der partizipative Zugang wird immer wichtiger, die Menschen anzuregen, sich zu überlegen und einzubringen in der Frage: Wie will ich im Alter wohnen und leben?"*

Flexiblere Fördermodelle

Gefordert wird außerdem, die Instrumente der Wohnbauförderung diesen zukünftigen Entwicklungen anzupassen um den individuellen Bedarf zukünftiger BewohnerInnen abzudecken. Baumeister Wolfgang Kradischnig aus Wien sagt hierzu: *"Die heutigen Fördermittel sind auf klassische Wohnhäuser und die Finanzierung der Wohnnutzfläche abgestimmt, d.h. die Finanzierung von Gemeinschaftsräumen ist darin eigentlich nicht vorgesehen. Damit bedarfsgerecht gebaut werden kann, braucht es flexiblere Fördermodelle."* Und Anton Stabentheiner ergänzt um ein praktisches Beispiel: *"In einem Haus im Leben am Land wollten wir einen der Gemeinschaftsräume mit einem großen, heimeligen Kachelofen, wie ihn viele ältere Leute von daheim gewohnt sind, ausstatten. Das war im Budget der Wohnbauförderung nicht vorgesehen und musste letztlich durch Spenden finanziert werden."*

Weiterführende Informationen

www.hausimleben.com

www.carelivingcircle.at

www.wahrnehmende.com

www.delta.at/referenz-projekte/haus-des-lebens-in-der-seestadt-wien-asperrn/

www.dasta.at/

www.agyl.at

Kontaktpersonen:

Anton Stabentheiner, CMC

Haus im Leben

Ing.-Sigl-Str. 20

6020 Innsbruck

www.hausimleben.com

Bmstr. DI Wolfgang Kradischnig

Geschäftsführer Delta

Zaunergasse 4

1030 Wien

www.delta.at

Engelbert Mistlbacher

Kontaktperson CLC

Obmann Verein Institut Wahrnehmende Pflege

Leitung Seniorenzentrum Franckviertel

Lonsdorferweg 12

4020 Linz

www.carelivingcircle.at

www.wahrnehmende.com

(12) DIE KINDERFREUNDLICHE HAUSORDNUNG

Ausgangspunkt für die Initiative Kinderfreundliche Hausordnung war eine intensive Diskussion zwischen ruhebedürftigen BewohnerInnen und Eltern mit Kindern in der Wohnanlage Bäckerfeld in Linz. Als Hauptpunkte wurden laute Geräusche durch spielende und Skateboard fahrende Kinder sowie Kommunikationsprobleme zwischen einigen BewohnerInnen in der Wohnanlage genannt.

Das Ziel der InitiatorInnen (GWG) ist es, eine ausgewogene soziale und demografische Durchmischung zu fördern. Dies bringt vielfältige Ansprüche an Sozialraum, Bedarf an neuer sozialer Infrastruktur sowie Berücksichtigung verschiedener Bedürfnisse für ein harmonisches Miteinander mit sich. Familienfreundlichkeit ist dabei ein wichtiges Kriterium. Ein kinderfreundliches Wohnumfeld bedarf nicht nur einer Infrastruktur wie etwa Spielplätze und Freiräume, sondern benötigt auch ein Regelwerk, das den Kindern klare Rechte einräumt. Da der Spiel- und Bewegungsdrang der Kinder mit dem Ruhebedürfnis der MitbewohnerInnen manchmal nicht im Einklang steht, entwickelte die GWG die Kinderfreundliche Hausordnung, die ergänzend zur Hausordnung zu mehr gegenseitigen Verständnis zwischen den Generationen beitragen soll. So sollen Kinder lernen, Rücksicht auf das Ruhebedürfnis von MitbewohnerInnen zu nehmen. Einen gleich hohen Stellenwert muss aber auch das Verständnis der MieterInnen dafür, dass Kinder im Rahmen ihrer Entwicklung spielen und sich dem Alter entsprechend bewegen wollen, einnehmen.

Ein Abbild der kinderfreundlichen Hausordnung finden sich auf der nächste Seite.

Positive Resonanz

In Gesprächen mit BewohnerInnen der Wohnanlage Bäckerfeld zeigen sich einige Beispiele aus der bereits gelebten Rücksichtnahme: Kinder werden angehalten mit Softbällen zu spielen, an Stelle von Skateboards werden geräuscharme Waveboards verwendet. Es wird mehr untereinander kommuniziert und auf gegenseitige Rücksichtnahme geachtet. Eine Sensibilisierung für nachbarschaftliche Anliegen konnte erreicht werden.

Der Auszug aus einem Telefon-Protokoll der GWG unterstreicht die positive Resonanz: *"Frau W. wohnt seit 1969 in der Karl-Steiger-Straße und hat angerufen um uns mitzuteilen, dass sie die Kinderfreundliche Hausordnung außerordentlich gut und innovativ findet und hofft, dass auch andere Wohnungsgesellschaften unserem Beispiel folgen."*

Chronologie

Im Sommer 2014 initiiert und entwickelt die Integrationsbeauftragte der GWG die Kinderfreundliche Hausordnung. Die Kinderfreundliche Hausordnung wird in der ersten Wohnsiedlung (Bäckerfeld Linz) im Oktober 2014 aufgehängt und aufgrund der positiven Resonanz bereits im November 2014 auf sämtliche Wohnanlagen der GWG (mit insgesamt 19.000 Wohneinheiten) erweitert. Da sich die Kinderfreundliche Hausordnung bisher bewährt hat, sind zur Zeit keine Änderungen vorgesehen.

Vergleichbare Projekte

Österreich: Kinderbüro Steiermark, IGG Innsbruck, Stadt Klagenfurt

Deutschland: Neuland, GWG-München, SWG-Freiberg, KWV Olbersdorf, Allbau AG Essen

Weiterführende Informationen

www.gwg-linz.at

Kontaktperson:
Mag. Lejla Naxner
Integrationsbeauftragte
GWG - Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft der Stadt Linz GmbH
Eisenhandstraße 30
4021 Linz
www.gwg-linz.at

Kinderfreundliche Hausordnung



Diese ergänzende Erklärung zur Hausordnung soll zum gegenseitigen Verständnis beitragen und somit eine gute Nachbarschaft und ein lebenswertes Wohnumfeld in unseren Wohnanlagen fördern. Sie befreit Kinder und ihre Eltern keineswegs von der nötigen Rücksicht auf andere BewohnerInnen.

1. Für eine gesunde Entwicklung brauchen **Kinder** genügend Spiel- und Bewegungsräume. **Kinder** dürfen nicht nur auf dem Spielplatz, sondern auch im Hof, vor der Haustüre, auf der Wiese, am freien Wäscheplatz und auf den Wegen in der Wohnanlage spielen. Auf den Wiesen dürfen Kinderzelte (ohne Befestigungshaken) und Kinderplanschbecken aufgestellt sowie Decken ausgebreitet werden. Büsche dürfen zum Verstecken spielen genutzt werden.
2. Ballspiele mit Weich- oder Schaumstoffbällen sind erlaubt – Fußballspielen ist dagegen verboten.
3. Vorhandene Asphaltflächen dürfen zum Fahren mit Kinderfahrrädern mit Stützrädern, Lauf- rädern, Dreirädern, Rollern und ähnlichen Spielgeräten benutzt werden. Um im geschützten Raum Fahrsicherheit zu gewinnen, ist **Kindern** das Fahrrad fahren ohne Stützräder auf diesen Flächen bis zu ihrem 8. Lebensjahr erlaubt. Auf FußgängerInnen muss dabei aber unbedingt Rücksicht genommen werden.
4. **Kinder** sind gleichberechtigte BewohnerInnen. So wie Erwachsene auch, dürfen **Kinder** ihre Freunde von anderen Wohnanlagen in die eigene Wohnanlage einladen.
5. Wenn **Kinder** spielen, wird es manchmal laut. Kindergeräusche sind normal und gehören zum täglichen Leben. Von einem Kinderspielplatz ausgehender Lärm ist üblich und als sozial angemessen zu akzeptieren.
6. Wiesen, Sandkästen und Gehwege sind keine Hundetoiletten! Hunde- und Katzenkot stellt eine Gesundheitsgefährdung für **Kinder** dar und ist vom Tierbesitzer umgehend zu entfernen.
7. Sicherheit: Autos dürfen auf den Zufahrtswegen nur im Schritttempo fahren!
8. Uneinigkeiten sind völlig normal und meistens durch ein Gespräch zu lösen. **Kinder** dürfen bei Meinungsverschiedenheiten von Erwachsenen nicht unter Druck gesetzt werden. Die Meinung der **Kinder** soll dabei Berücksichtigung finden.

Die GWG behält sich das Recht vor, je nach Gegebenheiten in einer Wohnanlage, gewisse Einschränkungen zu dieser Regelung individuell zu beschließen.



6 Neue Gemeinschaftlichkeit?

Im statistischen Einleitungsteil haben wir gesehen, dass die Single-Haushalte zunehmen. Vor allem wegen der zunehmenden Lebenserwartung sind es besonders ältere Frauen, die im Alter alleine wohnen. Dabei ist es – nicht nur für alte Menschen – von uns allen von Vorteil, wenn wir unsere Wohnung mit anderen teilen, und zwar aus sozialen wie wirtschaftlichen Gründen. Wenn von Wohntrends die Rede ist, wird das gemeinschaftliche Wohnen, das Co-Housing, besonders oft erwähnt. Aber gibt es sie, die "neue" Gemeinschaftlichkeit? Was unterscheidet sie von traditionellen Wohnformen des Zusammenlebens? Oder haben wir es mit einem Phänomen zu tun, das wirtschaftliche Gründe hat?

Der Mensch ist ein soziales Wesen

Als Menschen brauchen wir für unser psychisches Wohlbefinden und die Persönlichkeitsentwicklung soziale Interaktion, das heißt, den Austausch mit anderen Menschen. Gerade für Menschen, die kaum im öffentlichen Raum unterwegs sind, zum Beispiel weil sie alt oder krank sind, keinen Arbeitsplatz haben oder wenige Freunde, ist es wünschenswert, wenn das Wohnumfeld die Möglichkeit des sozialen Austauschs bietet. Besonders für Alleinlebende kann die Nachbarschaft eine wichtige Funktion übernehmen, sei es im kommunikativen Austausch ("wie geht's, Frau Nachbarin?"), in der gegenseitigen Unterstützung mit kleinen Diensten (Blumengießen im Urlaub) oder auch in größer angelegten Strukturen von Gemeinschaftlichkeit, wie sie etwa im Konzept des Co-Housing vorgesehen sind (s.u.).

Warum man seine Nachbarn kennen sollte

Gerade in Großstädten, denen heute oftmals eine "anonymisierte Bevölkerungsstruktur" attestiert wird, könnten, so die Meinung der unten zitierten Forschenden, negative Begleiterscheinungen wie "Vandalismus, Kriminalität, soziale Isolation Bedürftiger mit entsprechenden Kosten für die Allgemeinheit" entgegengewirkt werden, indem man gemeinschaftliche Wohnformen schafft oder zumindest eine gute Nachbarschaft etabliert (Millonig et al. 2010: 6). Aber auch schon eine gewisse Aufmerksamkeit, ein gegenseitiges Achtgeben in der Nachbarschaft ("kollektive soziale Kontrolle") kann die subjektive und objektive Sicherheit des einzelnen erhöhen, wenn es zum Beispiel darum geht, ein Auge auf die herzkrankte Nachbarin zu werfen, die alleine lebt oder fremden Besuch im Blick zu behalten. Und so ist "ein Nachbarschaftsgefüge für jeden von uns wichtig, selbst, wenn wir nicht so kontaktfreudig sind", sagt Harald Deinsberger in unserer Fokusgruppe. Er weist außerdem auf einen weiteren psychologischen Effekt hin, der nicht zu unterschätzen sei: Wenn wir unsere Nachbarn kennen, steigere dies die Toleranzschwelle von Belästigungen jeglicher Art. Man sei etwa "weniger genervt", zum Beispiel was Lärm angeht. Problematisch sei umgekehrt, wenn man den Nachbarn nur dann wahrnimmt, wenn er stört.

Nachbarschaft als neuer Sehnsuchtsbegriff

"Die Sehnsucht nach kollektiven Erlebnissen wächst wieder", so ist es im Immobilienreport zu lesen (Krückeberg et al. 2015: 41). Damit verbunden sei, dass nach dem Wegfall alter Verbindlichkeiten, z.B. gegenüber der traditionellen Familie, die durch neue "Wahlfamilien" ersetzt würden, denen sich die Individuen gern anschließen (ebd.). Besonders das zunehmende Wachsen der Städte und die Landflucht haben die dörfliche Struktur, ihre Gemeinschaft und Verbindlichkeiten zunehmend ausgehebelt. Wie gesehen, sind persönliche Netzwerke jedoch ein menschliches Grundbedürfnis. Wo und wie sie sich etablieren, scheint wiederum zeitgeist-

abhängig. Architekt Florian Brand meint in der Fokusgruppe, dass die Besonderheit der heutigen Zeit sei, dass sich das persönliche Netzwerk nicht mehr auf die direkte Nachbarschaft begrenzen muss; manchmal spanne es sich über die gesamte Stadt. Er verweist auf neue Plattformen wie etwa www.fragnebenan.at, wo man sich nicht nur mit der Hausgemeinschaft, sondern auch in einem recht großen Gebiet vernetzen kann, das über das Wiener "Grätzl"¹³ hinausgeht (siehe Beispiel am Ende des Kapitels). Gleichzeitig gibt Brand zu bedenken, dass manches Mal mit romantischen Bildern von Nachbarschaft gespielt würde, die in der Realität so nicht existieren. Ob eine Person, die in ihrem Online-Profil pauschal angibt, mal auf Nachbars Hund aufzupassen oder im Krankheitsfall einzukaufen, sich dann auch wirklich meldet, wenn Hilfe nötig wird, ist sicherlich weniger verbindlich als eine Anfrage, die an bereits real etablierten Kontakten anknüpft.

"Die WG ist doch eigentlich nur eine Sparmaßnahme"

Auch Andreas Oberhuber, Forscher im Bereich Wohnen, entzaubert quasi ein Stückweit das unterstellte neue Ideal der Gemeinschaftlichkeit. In der Fokusgruppe sagt er, er sei sich "sehr unsicher", ob es wirklich einen neuen, ideologisch motivierten Trend zur Öffnung sozialer Räume und zum gemeinschaftlichen Wohnen gebe. Vielmehr führt er wirtschaftliche Aspekte ins Feld: Besonders die jungen Menschen, die zu Ausbildungsbeginn das Elternhaus verlassen und in eine WG ziehen, würden das wohl eher aus wirtschaftlichen Gründen tun, die "WG ist doch eigentlich nur eine Sparmaßnahme", sagt er. Der Rückzugsort der Single-Wohnung sei letztlich attraktiver ("wo ich tun und lassen kann, was ich will"). Zusammenwohnen und Privatheit würden sich jedoch nicht unbedingt gegenseitig ausschließen, so der Wohnpsychologe Deinsberger in der Fokusgruppe. Private Rückzugsorte seien immer wichtig, auch in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Außerdem sei zu beachten, dass sich die klassische WG von neuen Konzepten unterscheide, wie zum Beispiel dem Co-Housing.

Ökonomische Vorteile mit langer Tradition

Das Teilen von Wohnraum aus rein ökonomischen Gründen war besonders um die Jahrhundertwende, am Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft eine gängige Praxis in Europas rapide wachsenden Städten geworden. Auch in Wien wurde der Wohnraum knapp, und so gab es nicht nur Untermieter, sondern auch die so genannten "Bettgeher", die lediglich ein Bett zum Schlafen anmieteten (vgl. Millionig et al. 2010: 36). Und so bietet auch heute noch gemeinsames Wohnen (gleichgültig, ob als traditionelle Familie oder in einem speziellen Wohn-Projekt) aufgrund der geteilten Grundkosten wie Miete oder Energiekosten, ökonomische Vorteile. Dort, wo die Gemeinschaftlichkeit in die Erledigung des täglichen Haushalts hineinreicht, ergeben sich außerdem Zeit- und Geldersparnisse im Zusammenhang mit Betreuungskosten, Lebensmittelkosten und Einkaufsfahrten und generell bei den Mobilitätskosten durch Fahrgemeinschaften und Mitfahrgelegenheiten. (Millonig et al 2010: 6).

¹³ Das Wiener Grätzl umfasst normalerweise einige Häuserblöcke. Im Hochdeutschen würde man "Stadtviertel" sagen, lokal außerdem "Kiez" (Hamburg, Berlin) oder Veedel (Köln); vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Grätzl>

Der Trend zum Co-Housing

Egal, ob nun vorrangig vom Trend zur neuen Gemeinschaftlichkeit oder aus wirtschaftlichen Gründen heraus motiviert, zeigt sich vor allem im Zusammenhang mit dem immer knapper und teurer werdenden Wohnraum in der Stadt ein Trend zu "Kleinstwohnungen in Anlagen mit attraktiven Gemeinschaftsflächen", so die Beobachtung des Zukunftsinstituts (Krückeberg et al. 2014: 43). Im Mittelpunkt steht der Begriff des Co-Housing.

Was ist Co-Housing? Co-Housing kann übersetzt werden mit "Gemeinschaftswohnen". Das Konzept entstand in Dänemark in den 1960er Jahren als Bofællesskab (sprich: bo-fælleskejb). Unter Co-Housing versteht man generell eine gemeinschaftliche Siedlungsform. Sie "besteht aus privaten Wohnungen oder Häusern, die durch umfangreiche Gemeinschaftseinrichtungen ergänzt werden. Ein Co-Housing ist meistens im Eigentum seiner BewohnerInnen und wird von diesen gemeinsam geplant, betrieben, erhalten und verwaltet" (Millonig et al. 2010: 19). Zu den gemeinschaftlichen Einrichtungen gehört zum Beispiel eine gemeinsame Küche, ein gemeinsamer Essbereich, ein Gemeinschaftshaus und eine gemeinsam nutzbare Infrastruktur wie Waschküche, Kinderspielraum, Fitnessstudio oder Heimkino (ebd.). Außerdem gehört zum Konzept des Co-Housing, dass die Struktur unter den Bewohnern demokratisch ist, d.h. frei von Hierarchien, und dass jede Person eigenverantwortlich ist, was ihre Finanzen angeht (ebd.). Es ist zu betonen, dass es unter den Co-Housing-Projekten viele Variationen gibt, die sich v.a. darin unterscheiden, wie weit das gemeinschaftliche Handeln geht und was privat bleibt, z.B. wie oft man gemeinsam kocht und isst.

Jeder braucht Privatheit!

Wie oben schon angeklungen ist, ist auch in Co-Housing-Projekten Privatheit wichtig – und zwar gerade dort, wo eben auch viel Gemeinschaft gelebt wird. Es braucht Räume, wo wir unbeobachtet allein sein können, wo wir Lernen oder arbeiten können und auch, wo wir intime Gespräche mit engen Freunden oder auch unsere Sexualität ungestört ausleben können. So sei es etwa für Kinder wichtig, dass sie einen fixen Ort haben, und sei er auch noch so klein, an dem sie ihre Hausaufgaben erledigen können und wissen, dass sie dort nicht gestört werden. Dabei zeigen Studien, dass sich der Anspruch an Privatsphäre durchaus individuell, v.a. nach Lebenslage und -alter unterscheidet. Hier gibt es die folgenden Zusammenhänge:

- Frauen halten sich mehr im privaten Bereich auf als Männer,
- Männer haben ein stärkeres Rückzugsbedürfnis (Alleinsein) als Frauen,
- Kleine Kinder haben ein gering ausgeprägtes Privatheitsbedürfnis – das Gegenteil gilt für Jugendliche,
- Das Privatheitsbedürfnis nimmt im Alter zu,
- Es gibt soziokulturelle Unterschiede im Bedürfnis und in der Form der Privatheit,
- Ängste und Unsicherheiten führen zu einem verstärkten Privatheitsbedürfnis,
- Personen, die in beengten Wohnverhältnissen groß geworden sind, zeigen ein höheres Bedürfnis nach Anonymität und Reserviertheit. (vgl. Flade 2006, 2008; zit.n. Reichl 2014: 127f.

Außerdem seien Modetrends mitunter kritisch zu betrachten, meint Psychologe Reichl. Der ästhetisch motivierte Wunsch nach "viel Glas" stehe etwa unserem Bedürfnis nach Schutz entgegen. Wo die Privatsphäre nicht gewahrt wird, stelle sich ein Vermeidungsverhalten von

Gemeinschaft ein. Gerade in Co-Housing-Projekten müsse man deshalb "richtig" zonieren und möglichst eine Ausgewogenheit Privatheit und Gemeinschaft herstellen.

Gemischtes Wohnen statt gruppenspezifische Wohnangebote

Ein Trend innerhalb gemeinschaftlicher Wohnformen sei das gemischte Wohnen, erfahren wir in der Fokusgruppe. So seien klassische Wohnformen für bestimmte Gruppen (Senioren, behinderte Menschen etc...) immer weniger gefragt. Bevorzugt werde eher das "gemischte Wohnen", wo Alte und Junge, Jungfamilien und Alleinlebende, Menschen mit und ohne Beeinträchtigung zusammenleben und sich gegenseitig (oder manchmal auch eher einseitig) unterstützen. Weil etwa alte oder pflegebedürftige Menschen nicht immer eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung brauchen, wie sie in klassischen institutionellen Wohnformen angeboten werden, genüge die punktuelle Unterstützung; auf diese Weise könne ein relativ selbstständiges Wohnen länger erhalten und die Pflegebedürftigkeit hinausgezögert werden, so der Architekturpsychologe Reichl.

Frage der Diversität in Co-Housing-Projekten

Obwohl sich also BewohnerInnen-Gruppen durchaus "mischen" können, was spezifische Lebenslagen angeht, bleibt die Frage, ob die Zusammensetzung nicht doch gewissermaßen vorstrukturiert ist. Im Unterschied zum "richtigen Dorf" werden die MitbewohnerInnen beim Co-Housing bewusst ausgewählt und es entsteht doch wieder eine recht homogene Gruppe. In der Fokusgruppe wird darauf hingewiesen, dass bereits die Leistbarkeit eine Rolle spiele, denn für den Einzug seien Eigenmittel erforderlich, Miethilfen für Co-Housing-Projekte seien bislang nicht vorgesehen. Auch die generelle Bereitschaft zum gemeinschaftlichen Wohnen ist wiederum gruppenspezifisch, "das muss man mögen" sagt jemand in der Fokusgruppe.

Und schließlich gibt es auch in Co-Housing-Projekten spezielle Wohngruppen, die dem heute oftmals so hoch gepriesenen Prinzip der Diversität oder "Durchmischung" entgegenstehen. Denn gerade weil eine Identifikation mit der Gruppe eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen dieser Wohnform ist und eine funktionierende Gemeinschaftlichkeit eben immer auch mit Werten zu tun hat schließen sich mittlerweile auch Gruppen zusammen, die eine ähnliche Lebenseinstellung haben, so dass das Gemeinschaftsgefühl bereits eine gemeinsame Basis hat und manche Konflikte erst gar nicht aufkommen. So gibt es Co-Housing-Projekte speziell für Künstlergruppen, religiös-spirituelle Gruppen, schwul-lesbische Menschen, es gibt Öko- und Veganer-Co-Housing (Millonig et al. 2010: 27).

Co-Housing für Jungfamilien von Vorteil

In den beiden Fokusgruppen wurde sowohl von positiven Beispielen, als auch von gescheiterten Vorhaben für Co-Housing-Projekten berichtet, an denen die Teilnehmenden direkt involviert haben. Besonders gut würden Projekte für Jungfamilien "funktionieren", wird berichtet. Gerade für sie hat diese Wohnform sehr viele Vorteile, vor allem geht es um gegenseitige Unterstützung und Entlastung, vor allem was das kurzfristige Betreuen von Kindern angeht (z.B. das Kind kommt ausnahmsweise früher aus der Schule). Kinder würden hier ein besonderes Selbstbewusstsein und Fähigkeiten zur Organisation ihres Alltags leicht erlernen können, auch finden sie in einem solchen Setting schneller Spielkameraden. Die Bewohnerin des Co-Housing-Projekts merkt allerdings an, dass hier das Problem oder zumindest die Frage auftaucht, inwieweit man sich für die Kinder des anderen verantwortlich fühlt und inwieweit das

überhaupt gewünscht ist? Man könnte schnell einmal in Erziehungsprobleme involviert werden.

Es braucht Engagement und Struktur

Was braucht es, damit Co-Housing funktioniert? Schon bei der Planung eines solchen Projekts braucht es das notwendige Engagement, aber auch genügend Zeit zum gemeinsamen Planen in so genannten Baugruppen (s.u., nächster Punkt). So einfach sich das anhört, haben die Fokusgruppenteilnehmer doch Erfahrungen damit gemacht, dass "abwartendes Verhalten" der Beteiligten schließlich dazu führte, dass die zeitlich befristete Option auf ein entsprechendes Grundstück dann nicht mehr da war. Für dieses Engagement wiederum sei wichtig, dass man sich mit dem Projekt identifizieren könne, meint der Baumeister und Architekturpsychologe Reichl. Ein weiteres Problem (zumindest in einem oberösterreichischen Fallbeispiel) sei schlichtweg ein finanzielles gewesen: Es ist keine Wohnbauförderung für Gemeinschaftsflächen vorgesehen, was das Projekt damit verteuert. Hier seien die Förderrichtlinien neu zu überdenken.

Michaela Moser, die selbst in einem Co-Housing-Arrangement lebt, meint, es sei für das Gelingen des gemeinschaftlichen Wohnens wichtig, dass bereits von Anfang an jedem klar sei, dass es sich um ein "Wohnen mit Beteiligung" handle, dass man gemeinsam plant und die sozialen Kontakte pflegt, was zum Beispiel gemeinsamen Unternehmungen betrifft. Neben der finanziellen Beteiligung spendet in ihrem Wohnprojekt jeder 11 Stunden Arbeit pro Monat. Auch brauche es eine "sehr klare Entscheidungsstruktur" und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, zum Beispiel bezüglich des gemeinsamen Kochens oder der Pflege von Gemeinschaftseinrichtungen. Sie sagt, man müsse heute das "gemeinsame Nutzungsverhalten" wieder erlernen. Nachdem etwa die eigene Waschmaschine lange Zeit als Privileg erlebt wurde und die Waschküchen in den Wiener Gemeindebauten heute oft verwaisten, müsse der Wert von Gemeinschaftsgütern wieder neu erlernt werden.

Baugruppenszene in Österreich

Baugruppen in der Bau- und Wohnlandschaft Österreichs gewinnen zunehmend an Verbreitung. Bei Baugruppen oder Baugemeinschaften handelt es sich um Zusammenschlüsse von Menschen, die gemeinsam und selbstbestimmt Wohnraum zur Selbstnutzung schaffen wollen. Die Mitglieder der Baugruppe können in hohem Maße über ihre zukünftige Wohnung beziehungsweise das Gebäude und die Gemeinschaftseinrichtungen mitbestimmen. In den letzten Jahren hat sich die Baugruppenszene in Österreich hinsichtlich ihrer rechtlichen, organisatorischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ausdifferenziert (z.B. Wohnungseigentümergebäude bzw. Miteigentümergeinschaften, Vereine mit Heimmodellen oder Projekte im Rahmen einer gemeinnützigen Bauvereinigung, usw.). Baugruppen finden zunehmend politische Unterstützung.

Mit der Wiener Sargfabrik fing alles an...

In Wien gilt die Sargfabrik als Mutter aller Baugruppen-Wohnprojekte. Nach über zehn Jahren Planungsarbeit wurde sie 1996 im 14. Wiener Gemeindebezirk eröffnet und wird vom gemeinnützigen "Verein für Integrative Lebensgestaltung" verwaltet. Im Jahr 2000 wurde ein weiteres Projekt (Miss Sargfabrik) in unmittelbarer Nähe errichtet. Trotz ihrer Symbolwirkung folgten längere Zeit keine Nachfolgeprojekte und erst seit kurzem erleben die Baugruppen wieder richtigen Aufschwung, vor allem in den aktuellen Stadtentwicklungsgebieten der Stadt Wien.

(13) WOHNPROJEKT WIEN am Nordbahnhof



Name: Wohnprojekt Wien
Lage: Krakauerstraße 19, 1020 Wien (Nordbahnhofgelände)
Planung und Planungspartizipation: Einszueins Architektur
Fertigstellung: Dezember 2013
Baugruppe und Organisationsform: Wohnprojekt Wien - Verein für nachhaltiges Leben (Mitglieder: 76 Erwachsene und 32 Kinder)
Bauträger: Schwarzatal, Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsanlagen GmbH

Wohneinheiten: Wohnheim mit 39 individuellen Wohneinheiten, 3300m² Wohnnutzfläche, 700m² Gemeinschaftsräume und 350m² Gewerbefläche

Auf dem ehemaligen Nordbahnhofgelände im zweiten Wiener Gemeindebezirk wohnen seit Winter 2013 etwa hundert Menschen in einem Gebäude mit 39 Wohneinheiten und Gewerbeflächen im Erdgeschossbereich, im so genannten Wohnprojekt Wien. Die Planungs- und Entscheidungsprozesse wurden von Anfang an gemeinsam mit den zukünftigen BewohnerInnen gestaltet. Im Zentrum des Projekts steht eine selbstverwaltete Gemeinschaft und die Idee der Nachhaltigkeit.

Gemeinschaftlicher Besitz und Selbstverwaltung

Das Projekt wurde vom gemeinnützigen Bauträger Schwarzatal als Wohnheim mit Mitteln der Wohnbauförderung des Landes Wien errichtet. Später wurde es vom Verein für nachhaltiges Leben erworben. Die BewohnerInnen zahlen als Vereinsmitglieder einen Grundbeitrag und Miete; Eigentümer der gesamten Liegenschaft ist aber der Verein. Das Projekt ist somit gemeinschaftlicher Besitz und kein individuelles Eigentum und sichert sich damit auch vor Immobilienspekulation ab. Die Intention ist es, in einer selbstverwalteten Gemeinschaft zu leben, die allen BewohnerInnen größtmögliche Individualität bietet. Zahlreiche Aufgaben werden von den BewohnerInnen in verschiedenen Arbeitsgruppen selbstständig und ehrenamtlich erledigt. Zusätzlich beschäftigt der Verein Personal für die Buchhaltung und Gebäudereinigung.

Die Architektur steht für Individualität und Gemeinschaft

Das Raumkonzept ist so angelegt, dass Individualität in Gemeinschaft gelebt werden kann. Neben den 39 abgeschlossenen Wohneinheiten ist das Gebäude mit verschiedenen Gemeinschaftsflächen ausgestattet: Küche, Mehrzwecksaal, Werkstätten, Musikraum, Sauna, Bibliothek, Dachgarten, drei Gästeparternents. Der gesamte Erschließungsbereich ist so angelegt, dass spontane Kommunikation gefördert werden soll. Im Erdgeschossbereich befinden sich Gewerbeflächen, die ein wohnungsnahes Arbeiten erlauben und das Umfeld zum Rudolf-Rednar-Park hin beleben. Das Haus berücksichtigt auch Aspekte der Nachhaltigkeit. Neben baulichen Maßnahmen wie Niedrigenergiestandard und einer Photovoltaikanlage auf dem Dach, spielt das Teilen von Ressourcen eine wichtige Rolle: Es gibt Gemeinschaftseigentum, Carsharing und einen nachbarschaftlich bewirtschafteten Gemüsegarten.



Partizipative Planung und Leben in der Soziokratie

Das Projekt wurde von und mit den künftigen BewohnerInnen gemeinsam entwickelt: von der Wohnungsvergabe bis zur Planung der individuellen Wohneinheiten und Gemeinschaftsräume. Entsprechend gibt es je nach unterschiedlichen Bedürfnissen größere und kleinere Wohnungen, von 36m² bis 135m², also vom Miniloft bis zur Fünf-Zimmerwohnung. Die Organisations- und Entscheidungsstruktur des Vereins erfolgt nach dem Prinzip der Soziokratie. Dieses Modell basiert auf Gleichwertigkeit und ermöglicht Selbstorganisation und Mitbestimmung bei gleichzeitig großer Handlungsfähigkeit sowie Effizienz. Jeder Erwachsene bringt sich mindestens 11 Stunden pro Monat in Form von verschiedenen Arbeitsgruppen (z.B. AG Freiraum, AG Finanzen und Recht, AG Solidarität) in die Gemeinschaft ein.

Interview mit Markus Zilker (Einszueins Architektur), Planer und Bewohner im Wohnprojekt Wien

Wie entstand die Idee für das Wohnprojekt Wien?

Das Wohnprojekt Wien versteht sich als ein Stück bessere Welt im Kleinen. Es ist zugleich Gesellschaftsentwurf und innovative Wohnform. Ausgehend von einem der jetzigen Bewohner, Heinz Feldmann, fand sich 2009 eine Gruppe von 15 motivierten Menschen, die einen gemeinsamen Wunsch verfolgten: in einem Dorf mitten in der Stadt zu wohnen und zu leben, in einem Umfeld, das man mit anderen gemeinsam gestalten kann. Nach einigen Treffen entschied sich die Gruppe, am Bauträgerwettbewerb für das Nordbahnhofgelände mitzumachen und gewann.

Wer interessiert sich für Baugruppen?

Meist unterscheidet sich die Gruppe der Menschen, die so ein Projekt gründet von jenen, die später darin wohnen. Die InitiatorInnen brauchen sehr viel Energie und müssen komplexe Projekte umsetzen wollen und können. Viele Menschen, die in so einer Wohnform leben möchten, zum Beispiel Familien, haben nicht unbedingt die zeitlichen Ressourcen, den ganzen Weg von Anfang an zu gehen.

Manchmal wird Baugruppen nachgesagt, sie seien exklusiv, nur für eine bestimmte Gruppe der Gesellschaft zugänglich? Was ist Ihre Meinung dazu?

Das hören wir natürlich überhaupt nicht gerne. Und trotzdem steckt ein Körnchen Wahrheit darin. Man muss hier aber differenzierter hinsehen: Bei uns war es so, dass es den GründerInnen sehr wichtig war, die Gruppe der BewohnerInnen möglichst heterogen zusammensetzen. In Hinblick auf die Altersstruktur ist uns das auch gut gelungen: Die Erwachsenen sind zwischen 18 und 72 Jahre alt. Es gibt Jungfamilien, aber auch Alleinerziehende mit erwachsenen Kindern oder Paare mit Kindern im Teenageralter; auch Singles und Patchworkfamilien – wir sind bunt gemischt. Mit BewohnerInnen aus z.B. Italien, Palästina, USA und Pakistan sind wir auch ziemlich international. Ganz aktuell haben wir eine Flüchtlingsfamilie aus Syrien in einer unserer Gästewohnungen für ein Jahr untergebracht. Das konnten wir gemeinsam als Gruppe über den Verein ermöglichen. Alleine wäre das nicht umsetzbar gewesen.

Wie kommen Entscheidungen innerhalb der Baugruppe zustande?

Wir wohnen jetzt knapp zwei Jahre hier und sicher gab es in dieser Zeit auch schon Konflikte oder größere Herausforderungen. Dass wir fast von Anfang an soziokratisch organisiert sind, hat uns aber sehr geholfen. In der Soziokratie geht es nicht darum, dass jeder immer mit allem zu 100% zufrieden sein muss. Es geht vielmehr darum, den nächsten machbaren Schritt zu finden, mit dem jede/r leben kann und bei dem es keine Einwände im Sinne der übergeordneten Zielerreichung gibt; also ein Konsent und kein Konsens. Das hat viele Vorteile und half uns, bisher sehr gut und effizient voranzukommen ohne am Weg größere Fehler zu machen. Unser Architekturbüro hat sich zudem darauf spezialisiert, Baugruppen zu betreuen. Im Zuge meiner Arbeit habe ich viele Wohnprojekte erlebt, die anders organisiert waren und am Weg hängen geblieben oder gescheitert sind.

Wie wichtig ist das Thema Gemeinschaft?

In der Gemeinschaftsküche kochen täglich zwei BewohnerInnen für circa 20 bis 25 Leute Mittagessen. Wir wechseln uns beim Kochen ab. Das funktioniert so: Wenn ich zwei Mal im Monat für die Gruppe koche, dann steht dafür an allen anderen Tagen ein fertiges, günstiges Mittagessen für mich auf dem Tisch. Auch abends gibt es etwa zwei Mal pro Woche ein gemeinsames Essen. Regelmäßig gibt es zudem Treffen wie Gemeinschaftswochenenden, bei denen wir die Räume bespielen und aktiv Zeit miteinander verbringen.

Wo sehen Sie die Vorteile am gemeinschaftlichen Wohnen?

Helmuth Schattovits, der als Pionier der Co-Housingszene in den 80er Jahren das Haus der Gemeinschaft B.R.O.T. initiiert und mitbegründet hat, hat sich immer auf ein afrikanisches Sprichwort berufen, das behauptet: Zur Erziehung eines Kindes braucht es ein ganzes Dorf. Gerade in Zeiten, in denen sich die klassischen Familienstrukturen verändert haben, und wir nicht mehr in Großfamilienverbänden zusammenleben, wird das Thema Gemeinschaft umso wichtiger. Bei uns im Haus haben sich die Kinder von Anfang an das ganze Haus angeeignet. Sie spielen den ganzen Tag mit anderen Kindern und bewegen sich frei im gesamten Gebäude. Die älteren BewohnerInnen, die bereits in der Pension sind und über zeitliche Ressourcen verfügen, können sich voll und ganz einbringen. In der Gruppe teilt man Verantwortung und kann gemeinsam mehr erreichen. Auch das Teilen von Ressourcen ist uns wichtig: Wir haben nicht 60 schlechte Bohrmaschinen sondern zwei gute.

Sind Baugruppen die Zukunft des Wohnens? Wäre es auch denkbar, Baugruppen-Wohnprojekte auf bestehende Strukturen auszuweiten?

Die Nachfrage ist auf alle Fälle gegeben. Bereits 2009 sind zwei Studien zum Thema "Baugemeinschaften in Wien" und erst kürzlich (2014) die Studie "Gemeinschaftliches Wohnen in Wien, Bedarf und Ausblick" erschienen, die zeigen, dass sich viele Menschen Co-Housing als Wohnform vorstellen können. Momentan ist es so, dass es mehr Nachfrage als Angebot gibt. Erst seit wenigen Jahren fördert die Politik die Umsetzung von Baugruppen aktiv in den neuen Wiener Stadtentwicklungsgebieten Aspern, Hauptbahnhof und Nordbahnhof. Eine Integration in bestehende Strukturen, wie Gründerzeithäuser, ist mit Sicherheit eine größere Herausforderung. Sobald es um die Frage des Eigentums geht, wird es schwierig. Baugruppen sind mit Sicherheit auch kein Wohnmodell, das für alle attraktiv ist. Aber es gibt Interessierte, und für diese Gruppe sollte man auf jeden Fall etwas machen und die Umsetzung fördern.

Weiterführende Informationen

www.wohnprojekt-wien.at

www.einszueins.at

www.gemeinsam-bauen-wohnen.org

www.sargfabrik.at

www.wohnbauforschung.at/index.php?inc=download&id=5777

Studie: Temel, R., Lorbek, M., Ptaszyska, A., & Wittinger, D. (2009). Baugemeinschaften in Wien. In: MA 18 (Hg.). In Zukunft Stadt. In Zukunft Wien.

Kontaktperson:

DI Arch Markus Zilker

Gesellschafter

einszueins architektur

Krakauerstraße 19/2, 1020 Wien

www.einszueins.at

(14) DAS GUGLMUL: Architektur zur guten Nachbarschaft



Name: Guglmugl
Lage: Kapuzinerstraße/ Zaunerweg 3-5, 4020 Linz
Architektur: Arch DI Fritz Matzinger
Verwaltung: Verein Gugl Mugl (Mitglieder: BewohnerInnen)
Bauträger: Giwog
Bauzeit: 1999-2000
Grundstücksgröße: 8.767m² (davon ca. 3.680m² bebaute Wohnfläche)
Wohneinheiten: Arkadenbauteil (27 Einheiten) und Torhäuser (5 Einheiten)

Die vom Architekt Fritz Matzinger nach dem Prinzip des nachbarschaftlichen Wohnens geplante Wohnsiedlung

Guglmugl wurde mit dem Ziel errichtet, sozialer Isolation entgegenzuwirken. Sie wurde unter Einbindung der künftigen BewohnerInnen in der Nähe des Stadtzentrums von Linz realisiert. Inspiriert zur Wohnanlage rund um einen zentralen Gemeinschaftsraum - das Atrium - wurde der Architekt während einer Reise nach Kamerun im Jahr 1973. Beeindruckt vom Zusammenleben in afrikanischen Dörfern, entstand die Idee eines ganzheitlichen Wohnens, das neben den physischen auch soziale Bedürfnisse berücksichtigen möchte. Seit 1975 hat Arch DI Fritz Matzinger bereits 36 Mehrfamilienhäuser mit Atrien realisiert

Die Wohnanlage Guglmugl

Der Name Guglmugl geht auf die Bezeichnung der Gugl (eine Anhöhe im Stadtgebiet Linz) und dem regional gebräuchlichen Ausdruck für einen kleinen Berg, einem "Mugl", zurück. Auf der über 8.700m² großen Grundstücksfläche erstreckt sich die an die aufsteigende Topographie angepasste Wohnsiedlung. In den 32 Wohneinheiten, die links und rechts entlang eines Atriums angeordnet sind, wohnen aktuell rund 100 BewohnerInnen: kinderlose Paare, Singles, Familien und Alleinerziehende. Die Hausgrößen variieren von 79m² bis 150m². Zu jeder Wohneinheit gehört zudem eine begrünte, private Dachterrasse mit bis zu 100m².

Atrium und Gemeinschaftseinrichtungen fördern die Kommunikation

Um zu den individuellen Wohneinheiten zu gelangen, muss man das Atrium passieren, das als Herzstück der Wohnsiedlung wie ein Dorfplatz fungiert. Damit ist ein Ort der Begegnung und niederschweligen Kommunikation geschaffen, die spontan stattfindet und eine Basis für Freundschaften und Nachbarschaftshilfe bieten kann. Auch attraktive Gemeinschaftseinrichtungen sollen die Entstehung von familienüberspannenden Netzen ermöglichen. Maximal geteilte Gemeinschaftsflächen sparen außerdem Heizkosten und Grund und Boden. So konnten Schwimmbad, Sauna, Kochnische (kleine Gemeinschaftsküche), Gästewohnung, Bibliothek, Café, Kinderspielbereich, Wintergarten, Badmintonspielfeld, Theater innerhalb des Kostenrahmens des Sozialen Wohnbaus verwirklicht werden und zusätzlich sogar der Standard eines Niedrigenergiehauses erreicht werden. Weitere Gemeinschaftsflächen im Außenraum sind ein Volleyballplatz, Kinderspielplatz, Trampolinanlage und ein Gemüsegarten. Regelmäßig finden gemeinschaftliche Aktivitäten statt, z.B. Tanz- und Filmabende, Grillfeste, Konzerte.

Aufwachsen in Gemeinschaft

Auch für Kinder bietet diese Wohnform Vorteile: Sie wachsen in der Gemeinschaft auf, wodurch Rücksichtnahme und Selbstbehauptung von Klein auf gelernt werden. Sie können sich am ganzen Areal unbeaufsichtigt sicher und frei bewegen und sich ihre Wohnumgebung selbstbestimmt aneignen. Das Atrium, das "Wohnzimmer" der Hausgemeinschaft bietet den Kindern auch bei Schlechtwetter einen (Spiel)Platz.

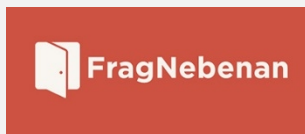
Weiterführende Informationen

www.guglmugl.net

Häuser für Menschen. Humaner Wohnbau in Österreich. Ein Film von Reinhard Seiß 2013

Kontaktperson:
 Arch DI Fritz Matzinger, Architekturbüro Matzinger
 Wöberweg 6, 4060 Leonding
www.matzinger.at

(15) "FRAG NEBENAN": Ein Netzwerk für die Nachbarschaft



Gründung: 2014

Wer: FragNebenan GmbH

Registrierte UserInnen: über 17.000 in ganz Wien (Stand Oktober 2015; im Schnitt 50-150 neue NutzerInnen/Tag);

Seit Mai 2014 kann man sich auf der Online-Vernetzungsplattform FragNebenan kostenlos registrieren, um mit NachbarInnen aus der unmittelbaren Umgebung schnell und einfach in Kontakt zu treten. Nach einer anfänglichen Pilotphase in ausgewählten Bezirken Wiens wurde das Netzwerk ab Jänner 2015 auf die gesamte Stadt erweitert. Langfristig ist die Ausweitung auf ganz Österreich und Deutschland geplant. Die Finanzierung des Projektes soll durch Kooperationen mit Hausverwaltungen und Inserate von lokalen Unternehmen gesichert werden. Ein ähnliches Projekt existiert in den USA unter dem Namen "Next Door" (www.nextdoor.com)

Wie funktioniert's?

Die NutzerInnen legen ein Online-Profil an und können sich nach erfolgter Freischaltung mit Menschen aus ihrer unmittelbaren Umgebung auf einem virtuellen schwarzen Brett austauschen oder private Nachrichten senden. Jeder kann einstellen, welche Informationen andere einsehen dürfen (z.B. Adresse, Profilbild) und was sie zur Nachbarschaft beitragen möchten, z.B. im Urlaub für NachbarInnen nach dem Rechten sehen, Pakete annehmen, Haustiere betreuen. Es geht um gegenseitige Empfehlungen von Handwerksbetrieben oder Erfahrungen mit ÄrztInnen aus dem Grätzl bis zum Tauschen von Dingen oder Organisieren von Treffen.

Interview mit Valentin Schmiedleitner, Mitbegründer von FragNebenan GmbH



Was ist die Philosophie von FragNebenan?

Immer mehr Menschen wohnen alleine oder isoliert. Hier setzen wir an. NachbarInnen können via FragNebenan einfach miteinander kommunizieren, sich effizient organisieren sowie auf Wissen und Ressourcen in ihrem Haus und ihrem Grätzl zugreifen. So werden nachbarschaftliche Strukturen aufgebaut und gestärkt. Gleichzeitig steigt auch das Interesse von BewohnerInnen sich aktiv in die Gestaltung ihrer Umgebung einzu-bringen. BürgerInnenbeteiligungsprojekte nehmen gerade im anglo-ame-rikansichen Raum stark zu und werden auch hierzulande immer wichti-ger. Soziale Netzwerke spielen bei der Vernetzung der BewohnerInnen eine entscheidende Rolle.

Wer ist die Zielgruppe von FragNebenan?

Prinzipiell können sich alle mit einem Wohnsitz in Wien anmelden. Unser Ziel ist es, alle BewohnerInnen eines Hauses und eines Grätzels mitei- nander zu vernetzen. Es zeichnen sich derzeit zwei HauptnutzerInnengruppen ab: Besonders junge Familien und PensionistInnen, viele davon alleinstehend, haben einen sehr großen Vernetzungsbedarf. Menschen ohne Zugang zu Internet werden nicht erreicht.

Was sind Ihrer Meinung nach die Beweggründe der Personen, die sich auf der Plattform anmelden?

Einer der Hauptgründe ist, sich mit seinen NachbarInnen zu vernetzen. Dabei bietet die Plattform eine unerschwerliche Form der Kommunikation. Denn die Anmeldung verpflichtet zu keiner Teilnahme an diversen Aktivitäten anderer NutzerInnen. So kann man auch einfach beobachten, was sich in seiner Umgebung ereignet. Jedem steht auch frei, selbst aktiv zu werden. Weitere Gründe sind: Gemeinsam Ressourcen zu teilen; Geld zu sparen; Probleme schnell zu lösen; Informationen über seine Umgebung zu erhalten; Tipps und Empfehlungen zu bekommen; Freunde oder Gleichgesinnte zu finden.

Welche Themen werden bei FragNebenan besprochen?

Es ist zu beobachten, dass zwischen den einzelnen NutzerInnengruppen sehr viele Synergien entstehen. Vielfach ist es so, dass junge Familien nach BabysitterInnen suchen und hier gerade NutzerInnen, die schon in Pension sind, einspringen. Viele berichten auch über Freundschaften und diverse Stammtische, die gegründet wurden. Es zeigt sich, dass Erstkontakte auf der Plattform entstehen und dann in weiterer Folge zu Kontakten im echten Leben führen.

Weiterführende Informationen

www.fragneben.at

Kontaktperson:

Mag. Valentin Schmiedleitner

Vernetzung und Kundenservice

FragNebenan GmbH

Marxergasse 24/2/02.02, 1030 Wien

www.fragnebenan.com

(16) VINZIRAST-MITTENDRIN: Ehemals Wohnungslose und Studierende wohnen unter einem Dach



Name: VinziRast-mittendrin
Lage: Währingergasse 19/Lackierergasse 10, 1090 Wien
Eröffnung: Mai 2013
Bauherr: Verein Vinzenzgemeinschaft St. Stephan
Architektur: gaupenraub+/-
Zielgruppe: Wohnungslose Menschen und Studierende

Im sozialen Wohnprojekt *VinziRast-mittendrin* leben im 9. Wiener Gemeindebezirk ehemals Wohnungslose und Studierende seit Mai 2013 gemeinsam unter einem Dach. Der Architekt Alexander Hagner betont, dass es "weltweit noch kein vergleichbares Projekt gibt".

Philosophie

VinziRast-mittendrin versucht wohnungslosen Menschen, die oft an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden, einen neuen stabilen Lebensmittelpunkt zu geben. Das Gebäude fungiert als Bindeglied zwischen den BewohnerInnen und der Stadt. Es formt die Basis für eine Begegnungskultur: respektvoll und vorurteilsfrei aufeinander zugehen. Das Projekt spricht sich für Diversität und gegen Ausgrenzung und Intoleranz aus. "Wohnen und Unterbringung sollte für alle Menschen zugänglich sein", meint der Architekt Alexander Hagner. Und weiter erläutert er sein Anliegen: *"Die Lage mitten in der Stadt war uns als Statement und Vorbildwirkung wichtig. Fast zur selben Zeit, gab es in Prag 2009 die ernsthafte Überlegung, alle Obdachlosen direkt neben einer Müllverbrennungsanlage am Stadtrand unterzubringen. Man wollte diese Gruppe aus dem Zentrum verdrängen, um die Stadt, die stark vom Tourismus abhängig ist, 'schön' und 'sauber' zu präsentieren. Es gab viele Proteste und letztendlich konnte das Vorhaben verhindert werden. VinziRast-mittendrin macht genau das Gegenteil. Das Projekt ist mehr als 'nur' ein Gebäude für 30 Menschen. Es steht für Diversität und gegen Monokultur in der Stadt. Randgruppen und Minderheiten dürfen nicht an die Peripherie gedrängt werden. Denn Durchmischung hat viele Vorteile. Der Name VinziRast-mittendrin ist also Programm."*

Zielgruppe

Die Zielgruppe, Studierende und Obdachlose, sind eine heterogene Gruppe, die den gemeinsamen Nenner "geringe finanzielle Ressourcen" teilen. Die Studierenden kommen aus ganz unterschiedlichen Studienrichtungen. Die ehemals Wohnungslosen werden von betreuenden Organisationen vermittelt. Die Wohndauer der Studierenden ist analog zu einem normalen Studierendenwohnheim, mindestens ein Jahr bis maximal zum Studienende. Die ehemals Wohnungslosen können so lange bleiben, wie sie wollen.

Entstehungsgeschichte

Die Idee für VinziRast-mittendrin entstand im Winter 2009. Unter dem Motto "Uni brennt" okkupierten Studierende den Audimax der Universität Wien, um gegen die Zugangsbeschränkungen im Hochschulbetrieb zu protestieren. Aufgrund des zeitgleichen Wintereinbruchs schlossen sich zunehmend auch Obdachlose der Studierendenbewegung an, um im Gebäude der Universität eine warme Unterkunft zu finden. Das Zusammentreffen der Studierenden und Wohnungslosen führte anfänglich zu Konflikten – so lange, bis die Studierenden die Obdachlosen aktiv in ihre Protestaktion einbanden und schließlich eine Gemeinschaft entstand. Der Kontakt erwies sich als so bereichernd, dass auch nach Ende des Unistriks, als die Obdachlosen wieder zurück auf die Straße kehren mussten, einige Studierende den Wunsch verspürten, den Austausch und das Miteinander fortzusetzen. Im Zuge einer Standortsuche für einen geeigneten Raum wurde man auf die bereits lange brachliegende Immobilie in der Währingergasse aufmerksam. Mit der Unterstützung von Hans Peter Haselsteiner, Haselsteiner Familienstiftung, konnte das Haus gekauft und an den Verein Vinzenzgemeinschaft St. Stephan als Betreiber gespendet werden, um die Idee einer gemeinsamen Wohngemeinschaft mit den ArchitektInnen von gaupenraub ab 2011 zu verwirklichen.

Alexander Hagner erinnert sich: *"Wir wussten von der Audimax Besetzung, dass es Konflikte gab, als Obdachlose dort übernachtet haben. Aber die Studierenden haben nach einem Weg gesucht, mit der Situation umzugehen und diese zu verbessern. Die Obdachlosen wurden in die Proteste eingebunden."*

Gemeinsam wurden Flyer gemacht und vor Ort gekocht. Bei den Demos wiesen sowohl Obdachlose als auch Studierende auf ihre prekäre Wohnsituation hin. Während die einen ganz ohne Wohnung sind, können die anderen sich das Wohnen kaum noch leisten. Es gab also Schnittmengen."

Umsetzung: Partizipation und Engagement

Mit der Unterstützung privater SpenderInnen, Firmen und ehrenamtlicher HelferInnen, darunter auch Studierende und Obdachlose, u.a. zukünftige BewohnerInnen, wurde das Biedermeier-Haus ab Februar 2012 in einem partizipativen Planungsprozess generalsaniert. Der Aus- und Umbau wurde aus Mitteln der Wiener Wohnbauförderung finanziert. Nicht immer waren die Entscheidungsprozesse der späteren BewohnerInnen konfliktfrei, "anfänglich stießen Welten aufeinander", so Hagner. Aber: *"Dennoch haben wir uns gemeinsam dazu entschieden, die zwei Gruppen in den unterschiedlichen Stockwerken zu mischen. Es braucht schon Anstrengungen und gezielte Ansätze für ein gutes Miteinander. Zusammenleben ist eben ein Aushandlungsprozess, bis in die kleinste Beziehung."*

Architektur und Raumkonzept: Gemeinschaft - nicht als Zwang aber Option

Die Hälfte der 1500m² Gesamtnutzfläche sind öffentlichen oder halböffentlichen Funktionen gewidmet. Ein Laubengang im Innenhof, der eine Kommunikation über mehrere Geschosse hinweg ermöglicht, erschließt die Wohnungen und Gemeinschaftsflächen. Insgesamt bietet das Wohnraum für etwa 30 Menschen, die in zehn gemischten Zweier- oder Dreier-WGs zusammenleben. Die BewohnerInnen einer WG haben ein privates Zimmer als Rückzugsort und teilen sich mit den MitbewohnerInnen ein Badezimmer und eine Teeküche, in der man kochen kann, wenn man keine Gesellschaft haben möchte. Die zentralen Räume auf jeder Etage sind die große Gemeinschaftsküche und -wohnzimmer, die Orte der Begegnung darstellen.



Im Keller gibt es einen Raum für Veranstaltungen. Im Erdgeschossbereich befinden sich ein öffentliches Lokal, ein Gastgarten und drei Werkstätten, in denen NachbarInnen ihre Fahrräder reparieren können. Im Dachgeschoss gibt es eine Terrasse und Atelier. Diese Fläche hat keine vordefinierte Funktion und dient als Freiraum. Das gesamte Einrichtungskonzept setzt durch die Kombination von Alt und Neu auf Nachhaltigkeit.

Einbindung von Nachbarschaft und Stadt

Um eine anfängliche Skepsis der AnrainerInnen gegenüber einem Notquartier für Obdachlose abzufangen, wurde die Nachbarschaft aktiv eingebunden, u.a. im Rahmen eines Flohmarkts, bei dem gleichzeitig das Haus entrümpelt und Geld gesammelt werden konnte. Es ist das Anliegen, das Haus auch *generell* nach außen zu öffnen. Hagner geht es "um eine Verbindung zwischen dem Sozialprojekt und dem Rest der Stadt". Ein zentrales Bindeglied ist dabei das Essens-Lokal *mittendrin*. Raumhohe Glaselemente wurden eingesetzt um maximale, schwellenlose Ein- und Ausblicke zu erlauben und PassantInnen zum Eintreten einzuladen. Es spiegelt somit den Ansatz des Projektes wider: Das Haus soll soziale Durchmischung fördern und Schwellen abbauen, in der Begegnung mit obdachlosen Menschen.

Weitereführende Informationen

www.graupenraub.net

www.vinzirast.at

Kontaktperson:

Mag. Arch Alexander Hagner

gaupenraub +/-

Am Wienflussufer, Hackinger Kai 1u+2u, 1130 Wien

www.graupenraub.net

7 Aneignung von Öffentlichkeit

Die Aneignung von Öffentlichkeit wird unter dem Schlagwort des "Third Place Living" als ein weiteres Trendfeld im Bereich Wohnen verortet (vgl. Zukunftsreport Gatterer et al. 2013). Was ist darunter zu verstehen? Nähern wir uns dem Begriff der Aneignung zunächst über die Definition seiner ursprünglichen Bedeutung

Was bedeutet Aneignung?

Die **Wohnpsychologie** versteht Aneignung als ein grundlegendes Wohnbedürfnis. Die Aneignung ist dort folgendermaßen definiert:

"Aneignung bedeutet, Räume zu nutzen, zu verändern und ihnen Bedeutung zu verleihen. Dadurch entsteht eine emotionale Verbindung und Ortsidentität, oder anders ausgedrückt werden zu Dingen und Räumen Beziehungen entwickelt, die diese unverwechselbar machen" (Reichl 2014:159, Hervorh. im Original)

Es geht also um das Gestalten und "Personalisieren von Wohnraum": Durch das Einrichten der Wohnung wird ihr eine individuelle Bedeutsamkeit verliehen. Demnach sei Aneignung "eine wichtige Funktion der persönlichen Identität und Voraussetzung für eine gelungene Ortsidentität bzw. Verwurzelung (ebd.). Dieser Aspekt wurde bereits als Form der aktuellen Regulation im Zusammenhang mit dem Trend, dass sich Wohnen zunehmend individualisiert, vorgestellt (vgl. Kapitel 4).

Aus der **soziologischen** Perspektive drängt sich in diesem Zusammenhang der berühmte Begriff des Habitus von Pierre Bourdieu auf. Er erinnert daran, dass die private Wohnraumgestaltung zwar scheinbar subjektiv vonstattengeht, jedoch immer auch Ausdruck der ökonomischen Möglichkeiten und des Geschmacks ist, und damit wiederum Abbild davon ist, in welchem Milieu wir uns bewegen – so die These Bourdieus. Demnach seien "die 'einfachen' und 'bescheidenen' Leute zu einem 'einfachen' und 'bescheidenen' Geschmack verurteilt" (Bourdieu 1982: 594).

Im **umweltpsychologischen** Sinn wird die Aneignung weiter gefasst. Formen der Aneignung sind hier: "Benutzung, Adaptierung, Aufenthalt, Durchschreiten, Sitzen, Spielen, Sport, Interaktionen mit anderen Personen" (vgl. Deinsberger-Deinsweger 2014: 12).

Third Places als "Fluchtmöglichkeit" aus dem Arbeits- und Familienalltag

Wenn sich Aneignung im öffentlichen Raum vollzieht, und nicht nur in den eigenen vier Wänden und dem unmittelbaren Wohnumfeld, kommt ein weiterer Begriff ins Spiel: "Third Place". Er stammt vom US-amerikanischen Soziologen Ray Oldenburg. In seinem Buch *"The great good place"* (1989) unterscheidet er den ersten Ort (Wohnung) vom zweiten (Arbeit) und definiert den dritten Ort als einen, an dem informelle Treffen und Kommunikation stattfinden und der das Fundament für eine funktionierende Demokratie sein sollte. Der Untertitel des o.g. Buches nennt Beispiele und Zweck: *"Cafés, Coffee Shops, Community Centers, Beauty Parlors, General Stores, Bars, Hangouts, and How They Get You Through the Day"*.

Die Third Places sollen ein Gegenpol zur Privatheit der Wohnung sein, eine kleine Fluchtmöglichkeit auch aus dem Familienalltag, damit es nicht zum "Lagerkoller" (cabin fever) kommt, wie er bildhaft beschreibt:

"What suburbia cries for are the means for people to gather easily, inexpensively, regularly, and pleasurably — a 'place on the corner,' real life alternatives to television, easy escapes from the cabin fever of marriage and family life that do not necessitate getting into an automobile."
(Oldenburg 1997: 6)

Third Places als Orte der Kommunikation

Oldenburg sieht den Wert der Third Places vor allem in der Bereitstellung zusätzlicher Kommunikationsmöglichkeiten, vor allem auf lokaler und nachbarschaftlicher Ebene. Gerade weil die Nachkriegsbauten der USA vor allem dem Konzept des "Schutzes" und der Privatheit folgen und Privathäuser gleich einmal mit Zäunen umrandet werden, bestehe die Gefahr der symbolischen wie de-facto-Abschottung. Wer will, braucht nur noch zwischen Wohn- und Arbeitsort hin- und herpendeln, ohne weitere Kontakte im öffentlichen Raum haben zu müssen ("von-zu-Hause-zur-Arbeit-und-zurück-Shutteln", vgl. 1997: 6). In diesem Zusammenhang beklagt Oldenburg gleichsam das Verschwinden der für die Kolonialzeit berühmten Tavernen, die diesen Austausch auf lokaler Ebene ermöglicht hätten. Solche Plätze sollten deshalb wiederbelebt werden.

Nicht überall ist die Wirtshauskultur verschwunden...

Oldenburgs Beschreibungen beziehen sich auf seine Beobachtungen in den USA der 1990er. Es bleibt deshalb auch kritisch zu hinterfragen, inwieweit sie auf Österreich und Europa übertragbar sind. So wie Oldenburg das Verschwinden der Tavernen beklagt, ist gerade in Österreich und Wien die Wirts- und Kaffeehauskultur weitgehend erhalten geblieben. Oldenburg sieht diese regionalen Unterschiede selbst. Er verweist darauf, dass einige "lebensfreudige Kulturen" ("Joie de vivre cultures") es geschafft hätten, sich lokale Orte der Begegnung zu bewahren, weil sie diese als genauso essenziell betrachten wie den Arbeitsort und das Zuhause (ebd.: 7).

Wiederbelebung statt neuer Trend

Gerade mit Blick auf die oben erwähnte Wiener oder auch Pariser Kaffeehauskultur stellt sich die Frage, inwieweit die Aneignung öffentlicher Flächen tatsächlich ein neues Phänomen ist. Vermutlich muss man vielmehr von einer Wiederbelebung denn von einem neuen Trend sprechen. Wo früher Schriftsteller mit Papier und Bleistift in Wiener Kaffeehäusern saßen, sind es heute Studierende mit ihren Laptops bei Starbucks – der erfolgreichen US-amerikanischen Kaffeehauskette, welche in den 2000-er Jahren 'wiederentdeckt' hat, was in Europa noch gar nicht wirklich ausgestorben war: das Kaffeehaus mit bequemen Sitzmöglichkeiten und Erlaubnis zum längeren Verweilen.

Orte des Transits: Von der Schlafkoje bis zum "Social Seating"

Mittlerweile hat sich die Raumforschung mit weit mehr Plätzen beschäftigt, denen sie die Qualität des dritten Ortes zuordnen möchte. Hier gewinnen im Zuge der zunehmenden gesellschaftlichen und arbeitsmarktspezifischen Mobilisierung vor allem die Orte des Transits an Bedeutung, so zum Beispiel Flughäfen und Bahnhöfe (Gatterer et al. 2013: 91). Auch sie sind Orte "des Dazwischen", an denen man – das ist ihre Besonderheit – zwangsläufig verweilt. Doch inwieweit diese Orte als Kommunikationsflächen ausgestaltet und genutzt werden, so wie Oldenburg den ursprünglichen Wert der Third Places sieht, ist fraglich. Zwar gibt es Ideen

zum Social Networking. Die Fluggesellschaften Finnair und KLM zum Beispiel bieten ihren Passagieren beim Einchecken die Möglichkeit, ihr Facebook-Profil zu verknüpfen. So können sie sich mit anderen Passagieren, die das auch getan haben, vernetzen und auswählen, neben wem sie sitzen möchten. Dieses Konzept des so genannten "Social Seating" gibt es seit 2012, es hat sich aber nicht so durchgesetzt wie erwartet. Viel häufiger scheinen die Orte des Transits für Ruhe und Privatheit oder auch zum Arbeiten genutzt zu werden. Einige Flughäfen bieten mittlerweile Schlafkabinen für eine kurze Erholung zwischendurch an (z.B. in Moskau, www.sleepbox.com). Auch Airlines bieten in ihren Lounges Arbeitsplätze und Ruheorte mit Liegen und Lesecken. Damit werden paradoxerweise genau jene Sphären repliziert (Privatheit und Arbeiten), zu denen die Third Places – im ursprünglichen Sinne von Oldenburg – eine Alternative bieten sollten. Es wird deutlich, wie dehnbar der Begriff der Third Places ist, beziehungsweise auch, mit welchen widersprüchlichen Inhalten er gefüllt wird.

Trend: Demokratisierung der Aneignung?

Christiane Varga vom Zukunftsinstitut differenziert in der Fokusgruppen-Diskussion, dass am Trend der Aneignung öffentlicher Flächen doch etwas Neues zu beobachten sei: Die Aneignung sei früher einer elitären Gruppe von Künstlern und Intellektuellen vorbehalten gewesen, denke man zum Beispiel an die oben erwähnte Kaffeehauskultur, während heute, vor allem im Zusammenhang mit der so genannten Wissensgesellschaft, eine größere Teilhabe zu beobachten sei.

Trotzdem ist nicht zu verleugnen, dass es heute oftmals konkurrierende Gesellschaftsgruppen geben wird, die allein durch ihre Lebensphase und Lebensumstände unterschiedliche Interessen haben, was die Nutzung öffentlicher Flächen angeht: Während Jugendliche zum Beispiel eine Skaterbahn errichten, hätten andere gern einen Garten dort angelegt oder sich einen Pop-Up-Heurigen gewünscht – von genau diesen konkurrierenden Ideen zur Nutzung gemeinschaftlicher oder halb-öffentlicher Flächen erzählt uns in der Fokusgruppe eine Bewohnerin eines Gemeinschaftswohnkomplexes. Man habe sich schließlich arrangiert. Trotzdem bleibt generell festzustellen: Diese unterschiedlichen Ansprüche zu vereinbaren, ist eine schwierige Herausforderung für die Bewohner eines Hauses, einer Nachbarschaft und generell für all jene, die juristische Entscheidungsmacht haben. Auch administrative Hürden spielen eine Rolle, zum Beispiel, wenn es darum geht, Turnsaal oder Kantine einer Schule außerhalb der Schulzeiten einmal für alternative Veranstaltungen zur Verfügung zu stellen.

Aneignung und soziale Ungleichheit

Die kritische Soziologie bringt die Aneignung mit dem Kapitalbegriff in Verbindung und weist darauf hin, dass der individuelle Zugriff auf den öffentlichen Raum davon abhängt, inwieweit dem Individuum ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital zur Verfügung steht (Wolter 2011: 196). Vereinfacht ausgedrückt: Menschen aus sozial schwächeren Milieus, mit reduzierten finanziellen Mitteln und weniger einflussreichen sozialen Beziehungen hätten geringere Chancen, sich die Freiräume der öffentlichen Flächen anzueignen.

Guerilla Gardening: Aneignung als politischer Protest

Eine besondere Form der Aneignung öffentlicher Flächen ist das so genannte Guerilla Gardening, ein Begriff, der von dem jungen britischen Aktivisten Richard Reynolds geschaffen und in seinem gleichnamigen Buch thematisiert wurde (2009). Reynolds betreibt so genanntes il-

legales Gärtnern drückt symbolhaft seine Systemkritik und neoliberal geprägten Eigentumsverhältnissen aus: "Wenn dir Land zum Gärtnern fehlt, denk immer dran, dass dir das Land fehlt, während andere mehr als genug besitzen", so formuliert er in seinem "botanischen Manifest" (ebd.: 50). Urban Gardening ist damit nicht nur die bedarfsorientierte Nutzung öffentlicher Flächen, sondern es stellt einen symbolpolitischen Akt dar. Nach Müller (2011) geht es darum, durch das "temporäre Anlegen von Blumenbeeten oder Kartoffelackern in ausgedienten Autoreifen am Straßenrand eine symbolträchtige Intervention im öffentlichen Raum" zu setzen. Er solle zurückerobert werden (...) von der einseitigen Belagerung durch Kommerz, Beton und motorisierten Verkehr" (ebd.: 281).

Zwar hat das *Guerilla Gardening* genau genommen nichts mit einer Wohnform zu tun, es zeigt aber die Verlagerung des eigentlich privaten, an den Wohnraum gebundenen Gärtnerns (z.B. Garten hinter dem Haus) in eine öffentliche Sphäre. Es liegt auf der Hand, dass dies eher ein Phänomen in städtischen Gebieten ist, wo es weniger private Gärten gibt und Ackerland knapp ist. Guerilla Gardening gibt es deshalb hauptsächlich in Großstädten, die Gruppen vernetzen sich über das Internet und planen gemeinsame Bepflanzungs-Aktionen. Auch in Wien gibt es eine Guerilla Gardening-Bewegung, es existieren entsprechende Internetseiten und Facebook-Gruppen (vgl. ggardening.kukuma.org). Zu beachten ist, dass gerade in der Praxis die Grenzen zwischen dem politisch motivierten Guerilla Gardening und dem den Gemeinschafts-aspekt betonenden so genannten Urban Gardening verschwimmen.

Ältere Menschen: Gewohnheit sichert Aneignung

Wenn vorher davon die Rede war, dass nicht alle Bevölkerungsgruppen dieselben Chancen auf Aneignung haben, gilt das auch für die Gruppe älterer Menschen, denn es gibt altersspezifische Herausforderungen für die Teilhabe-Chancen am Wohnumfeld und dem weiteren öffentlichen Raum. Dabei ist die gewohnte Umgebung gerade für ältere Menschen wichtig. Sie bietet Schutz und Vertrautheit und kann damit über erste Gebrechen wie nachlassendes Hör- und Sehvermögen weghelfen und ein autonomes Alleinleben verlängern. Auch die emotionale Verbundenheit an den lange bewohnten Ort, der oftmals Ausdruck dessen ist, was man im Leben erlebt und erreicht hat, ist besonders im Alter wichtig. Es ist deshalb wünschenswert, dass ältere und alte Menschen möglichst lange in ihrem vertrauten Wohnumfeld wohnen bleiben können.

Wenn die Ampelphasen immer kürzer werden...

Doch hier liegt ein Problem: Während sich vor allem die städtische Umwelt heute immer rasanter ändert, verlangsamt die individuelle Alterung die körperliche und kognitive Reaktionsfähigkeit, mit diesen Veränderungen klarzukommen und sich neu zu orientieren (vgl. Wolter 2011). Die Vielzahl technischer Neuerungen, die höhere Geschwindigkeit und Digitalisierung der Kommunikation macht vielen alten Menschen das Leben schwer. Allein ein neuer Fahrkartenselbstausgabeautomat am Bahnhof kann zur Herausforderung werden. Damit die angeeignete Wohnumwelt nicht verlorengeht und eine angstfreie Nutzung städtischer Räume möglich ist, sollte darauf geachtet werden, dass sich die räumliche Umwelt an die Bedürfnisse älterer Menschen anpasst.

Zu den Herausforderungen und Gefahren für ältere Menschen im städtischen Wohnumfeld gehören nach Wolter (2011) zum Beispiel die folgenden:

- Öffentliche Einrichtungen, die nicht schwellenfrei zugänglich sind
- Nicht abgesenkte Bordsteine
- Über- oder Unterführungen, die nur über Treppen zu nutzen sind
- Stark befahrene Straßen ohne sichere Übergänge
- Zu kurze Ampelphasen
- Unübersichtliche Verkehrssituationen
- Die gemeinsame Nutzung von Bürgersteigen mit anderen, schnelleren Verkehrsteilnehmern, zum Beispiel Radfahrern (Wolter 2011: 204)

Bedeutung von Aneignungsmöglichkeiten für Kinder

Der Architekturpsychologe Herbert Reichl betont in unserer Fokusgruppe, dass es für Kinder sehr wichtig sei, Möglichkeiten der Aneignung zu haben, und zwar "vom kleinen Raum bis zum öffentlichen Raum". Fehle dies und würden Kinder nur eine punktuelle Wahrnehmung von Einzelschauplätzen haben (Wohnung, Schule, Sportverein) käme es zur Verinselung. Es sei wichtig für die Entwicklung von Selbstständigkeit und Sozialkompetenz, dass sie auch die Möglichkeit hätten, sich das "Niemandland" dazwischen anzueignen. Gerade in den heutigen Großstädten mit einem gestiegenen Verkehrsaufkommen sei es heute schwierig, dass Kinder ihrem natürlichen Aneignungsbedürfnis nachkommen. Insofern sei es wichtig, hier Freiräume zu schaffen. Die Bedeutung von Freiräumen unterstreicht auch Victoria Matejka vom Wiener PlanSinn, die ebenso für andere Gruppen gelte, so zum Beispiel Jugendliche, die sich dort ohne "Konsumzwang" treffen können (dazu ausführlich im Interview weiter hinten).

(17) DIE GRÄTZLOASE: Aktionen im Freiraum



Die Grätzloase: ein Programm zur Förderung von Aktionen zur alternativen Freiraumnutzung in Wien

Träger: Verein Lokale Agenda 21 Wien

Einreichungsmodalität: drei Mal jährlich durch Antrag via Webseite (www.grätzloase.at)

Fördersumme: EUR 4.000-8.000,-/ Projekt

Laufzeit: drei Jahre (Start Frühjahr 2015)

In urbanen Gebieten, wo der Anteil an Frei- und Grünräumen relativ gering ist, gibt es ein starkes Bedürfnis nach einer alternativen Nutzung des öffentlichen Raums, da dieser vorwiegend von Verkehrs- Transit- und Konsumzonen dominiert ist. In einer immer größer und dichter werdenden Stadt wie Wien erhöht sich der Druck auf den öffentlichen Raum zusätzlich. Dies gilt besonders in den innerstädtischen Bezirken Wiens, wie z.B. Neubau, der mit nur 11% Grünflächenanteil wenig Aufenthaltsqualität für seine BewohnerInnen im erweiterten Wohn- und Lebensraum außerhalb der eigenen vier Wände bietet.

Grätzloase als Antwort auf ein steigendes Bedürfnis nach Freiraum

Das Aktionsprogramm Grätzloase hat das Ziel Menschen im Sinne einer nachhaltigen Stadtentwicklung partizipieren zu lassen. Das Programm wurde basierend auf der Beurteilung, dass es einen erhöhten Bedarf nach Freiräumen gibt, ins Leben gerufen und hilft, dieses Bedürfnis zu kanalisieren. Konkret werden BürgerInnen eingeladen, Ideen zur Belebung und Aufwertung ihrer unmittelbaren Wohnumgebung, ihres "Grätzls", zu entwickeln. Gefördert werden temporär begrenzte Initiativen, die darauf abzielen, den öffentlichen Raum alternativ zu nutzen und Freiräume zu schaffen.

Eine Jury, zusammengesetzt aus MitarbeiterInnen verschiedener Magistratsabteilungen der Stadt Wien, entscheidet, welche der eingereichten Projekte gefördert werden. Zu den Auswahlkriterien zählen ein starker Grätzlbezug und ein offenes Format. Die Aktionen sollen neue Möglichkeiten im öffentlichen Raum eröffnen und Menschen, die im Umfeld leben, wohnen und arbeiten, einbeziehen und zum Mitmachen anregen. Die Veranstaltungen müssen einen einladenden Charakter haben, es dürfen keine finanziellen Hürden, z.B. durch das Erheben von „Eintrittspreisen“, einer Teilnahme im Wege stehen.

Unterstützung durch die Grätzloase

Zum einen steht das Team der Grätzloase (Foto) den InitiatorInnen mit Beratung und Unterstützung in der Projektentwicklung zur Seite. Zum anderen werden Mittel zur Umsetzung der ausgewählten Aktionen zur Verfügung gestellt, u.a. für die Finanzierung von Genehmigungen, Bewilligungen und Versicherungen. Die Grätzloase fungiert somit als Bindeglied zwischen einreichenden AktivistInnen und der Verwaltung. In diesem Sinne übernehmen die Grätzloase-MitarbeiterInnen eine moderierende Rolle zwischen BürgerInnen und der Stadt Wien.



Wer darf einreichen, wer reicht ein?

Die Möglichkeit, Aktivitäten im Freiraum zu initiieren soll für alle StadtbewohnerInnen gewährleistet sein. Um niemanden zu exkludieren, sind die Einreichformalitäten möglichst niederschwellig gehalten. Sowohl Einzelpersonen, informelle Gruppen (Freundeskreise, NachbarInnen), Arbeitsgruppen oder Vereine reichen ein. Johannes Kellner vom Team der Grätzloase berichtet aus der Erfahrung, dass es nicht "den oder die typische Grätzloase-EinreicherIn" gebe. Sowohl geografisch als auch altersstrukturmäßig zeige sich überraschenderweise eine große Bandbreite. Eine gewisse Ballung an Aktivitäten fände sich allerdings im 15. und 16. Bezirk.

Bisherige Aktionen

Seit dem Start im Frühjahr 2015 konnten bereits 33 Aktionen umgesetzt werden (Stand September 2015). Dabei waren vor der ersten Einreichfrist an die hundert Ideen für Aktivitäten und Initiativen eingelangt. Beim aktuellen Call gibt es wieder bereits über 30 Einreichungen. Die geförderten Projekte können, je nach Veranstaltungsformat und Inhalt, in gewisse Themenbereiche geclustert werden. Ein großes, wiederkehrendes Thema ist, so Johannes Kellner, die alternative Nutzung von Parkplatzflächen durch Anbringen von Sitzmöglichkeiten in so genannten Parklets (siehe Foto).



Bei dem aktuellen Call gibt es wieder bereits über 30 Einreichungen. Die geförderten Projekte können, je nach Veranstaltungsformat und Inhalt, in gewisse Themenbereiche geclustert werden. Ein großes, wiederkehrendes Thema ist, so Johannes Kellner, die alternative Nutzung von Parkplatzflächen durch Anbringen von Sitzmöglichkeiten in so genannten Parklets (siehe Foto). Ebenso gab es Nachbarschafts- und Grätzlfeste, die mal im Park, mal auf der gesperrten Straße stattfanden. Johannes Kellner weiter: *"Es gab eine breite Palette an Programmpunkten für verschiedene Zielgruppen, z.B. Kinder und Jugendliche, SeniorInnen. Es wurde miteinander gepicknickt, gekocht und musiziert. Ein weiterer Schwerpunkt war Sport und Bewegung im Freien, von Yoga bis Jogging. Initiativen, die auf das Vernetzen der ansässigen BewohnerInnen innerhalb des Grätzls abzielten, waren ein weiteres Thema. Dabei waren punktuelle Veranstaltungen, gleichsam eines Kick-off-Events, Mittel zum Zweck, um die Menschen zusammen und weitere eigenständige Aktivitäten ins Rollen zu bringen. Der Schwerpunkt Kunst und Kultur spiegelte sich in Initiativen, wie z.B. Straßentheater aber auch in Veranstaltungen, die die Nutzung des öffentlichen Raums per se thematisierten, wider."*

Ein weiterer Schwerpunkt war Sport und Bewegung im Freien, von Yoga bis Jogging. Initiativen, die auf das Vernetzen der ansässigen BewohnerInnen innerhalb des Grätzls abzielten, waren ein weiteres Thema. Dabei waren punktuelle Veranstaltungen, gleichsam eines Kick-off-Events, Mittel zum Zweck, um die Menschen zusammen und weitere eigenständige Aktivitäten ins Rollen zu bringen. Der Schwerpunkt Kunst und Kultur spiegelte sich in Initiativen, wie z.B. Straßentheater aber auch in Veranstaltungen, die die Nutzung des öffentlichen Raums per se thematisierten, wider."

Welche Schlüsse können aus den bisherigen Erfahrungen gezogen werden?

Das Team der Grätzloase berichtet, dass die Reaktionen von BürgerInnen bei bisherigen Aktivitäten durchwegs positiv waren, aber auch gezeigt haben, dass es gewisse Berührungsängste und anfängliche Skepsis gibt. Zum Beispiel zeigte die Aktion eines frei zugänglichen Parklets mit Sitzmöglichkeiten, dass sich die Menschen aus dem Umfeld nur sehr vorsichtig annäherten und erst allmählich trauten, die Sitzgarnituren zu nutzen. Sie waren zurückgehalten von Fragen, wie „darf ich das?“, „kostet das etwas?“ beziehungsweise „wem gehört das?“. Es benötigte deshalb eine aktive Heranführung der Menschen an den öffentlichen Raum und mehr Bewusstsein dafür, dass dieser vielfältig und für viele nutzbar ist. Diesen Prozess der Bewusstseinsbildung voranzutreiben, zählt zu den Zielsetzungen der Grätzloase.

Johannes Kellner: "Meine Einschätzung seit dem Start der Grätzloase ist es, dass nicht nur ein paar Einzelne, oder SpezialistInnen interessiert sind, sondern durchaus ein breiteres Publikum den Anspruch hat, in den öffentlichen Raum zu gehen, dort etwas zu machen und ihn nicht nur als Mobilitäts- oder Transitraum nutzen zu wollen, sondern ihn zum Lebensraum werden zu lassen, im Sinne von: Wohnen ist mehr als nur Wohnung."

Beispiel einer Grätzloase-Aktion: Platz des Kinderlachens lädt zum Spielen ein

Die Agendagruppe Generationen-Plattform bemüht sich seit acht Jahren, die Nachbarschaft vom Norwergerviertel und der Erzherzogkarlstadt mit verschiedenen Angeboten näher zusammenzubringen. So ist die Idee entstanden, auf dem grauen Vorplatz der VHS Eibengasse Bodenmarkierungen aufzubringen, um Kindern eine sehr niederschwellige und einfache Art und Weise zum Spielen anzubieten und den Platz gleichzeitig bunter zu gestalten. Von der Grätzloase wurde die Idee unterstützt, im Rahmen einer Sommerveranstaltung die BewohnerInnen des Grätzls und NutzerInnen des Platzes mit abstimmen zu lassen, welche Boden-Spiel-Markierungen den Platz zukünftig schmücken sollten. Die Gäste durften die Vorschläge, die auf Schautafeln vorgestellt wurden, ihren Präferenzen nach bepunkteten. Die Gewinner-Motive, ein Labyrinth, Hüpfwurm und Tempelhüpfen, wurden im August 2015 über die MA28 (Straßenverwaltung und Straßenbau) professionell am Platz aufgebracht. Im Herbst wurden Kinder der VHS-Kurse und der anliegenden Kindergärten zu einem „Einweihungs-Spielen“ bei Kuchen und Kindermusik eingeladen.



Während die Kinder die neuen bunten Markierungen bespielten, kamen Eltern, AnrainerInnen und Mitglieder der Generationen-Plattform bei Kaffee und Kuchen ins Gespräch.

Im Gespräch mit der "Grätzloase": Die Bedeutung von Freiräumen

Gibt es bestimmte Gruppen, für die der Freiraum besonders wichtig ist?

Johannes Kellner: "Bei Familien mit kleinen Kindern, die im urbanen Raum in Wohnungen leben, besteht ein besonders starkes Bedürfnis den Freiraum zu nutzen, bedingt durch den erhöhten Bewegungsdrang von Kindern. Sichere Schulwege und Parkgestaltung sind dabei wesentliche Punkte, die in der Gestaltung des öffentlichen Raums bedacht werden müssen. Auch Menschen mit Mobilitätseinschränkungen, z.B. ältere Personen, profitieren von Freiräumen nahe ihres Wohnorts. Außerdem sind finanziell schwächer gestellte Gruppen, Jugendliche dazugezählt, besonders auf nutzbare Freiräume ohne Konsumzwang angewiesen."

Victoria Matejka: "Jugendliche brauchen Angebote im öffentlichen Raum. Aus finanziellen Gründen haben sie keine Möglichkeit sich an Orten zu treffen, wo Konsumzwang herrscht. Gleichzeitig besteht das Problem, dass sie von einer Ecke zur anderen "verscheucht" werden. Keiner will sie haben, weil sie laut sind. Um die Möglichkeit zu haben sich in größeren Gruppen zu treffen ist der öffentliche Raum sehr wichtig für sie."

Was spricht dafür BürgerInnen zur Freiraumnutzung anzuregen?

Matejka: "Neben der schlichten Rückgewinnung von Räumen, die vor der Zunahme des motorisierten Individualverkehrs schon immer von Menschen vielfältig genutzt wurden, sind weitere Vorteile damit verbunden: Aktionen im öffentlichen Raum ermöglichen das Entstehen von Kontakten und Gemeinschaften und begünstigen so die soziale Nachhaltigkeit. Die Anonymität nimmt ab und die Bereitschaft zur „Nachbarschaftshilfe“ (z.B. sich gegenseitig austauschen, sich helfen, Dinge borgen, Babysitten, erhöhtes Sicherheitsgefühl) steigt. Wenn man sich außerdem mit dem Wohnort stärker identifiziert, ein Teil davon ist, mitgestalten und mitreden darf, fühlt man sich auch mehr verantwortlich für den Raum. Das bewirkt, neben mehr Lebensqualität außerhalb der eigenen vier Wände auch mehr Achtsamkeit und Engagement für den Ort; sei es, sich verantwortlich zu fühlen, dass nichts kaputt gemacht wird oder die Umgebung auch schöner machen oder pflegen zu wollen."

Woran muss gedacht werden?

Matejka: "Es gibt immer zwei Seiten. Während sich manche mehr Angebot oder Möglichkeiten wünschen, sich im öffentlichen Raum aufzuhalten und etwas unternehmen zu können, gibt es meist auch jene, die sich gestört fühlen oder skeptisch gegenüber Veränderungen sind. Das ist ein schwieriger Balanceakt. Größtmögliche Einbindung und die Option zur Mitgestaltung kann die Offenheit der AnrainerInnen für die alternative Nutzung öffentlichen Raums für Aktionen, Veranstaltungen oder andere Veränderungen erhöhen."

Weiterführende Informationen

www.grätzloase.at

www.la21wien.at

www.generationenplattform.wordpress.com

Kontaktpersonen:

Mag.(FH) Mag. Johannes Kellner

Grätzloase

Verein Lokale Agenda 21 in Wien zur Förderung von Bürgerbeteiligungsprozessen

Grüngasse 9/5, 1050 Wien

www.grätzloase.at

Victoria Matejka, BEd

PlanSinn - Büro für Planung und Kommunikation

Wiedner Hauptstraße 54/12, 1040 Wien

www.plansinn.at

8 Literatur

- Baumgartner, Michael; Gatterer, Harry; Lanzinger, Christof (2013): Zukunft des Wohnens. Die zentralen Trends bis 2025. Kelkheim: Zukunftsinstitut.
- Bayer, Gerhard; Cerveny, Michael; Dankl, Claudia; Greisberger, Herbert; Hageneder, Christiana; Schön, Margit et al. (2011): Bauen, Wohnen, Nachhaltigkeit. In: Sustainable Austria (55), S. 2–19. Online verfügbar unter http://www.oegut.at/downloads/pdf/bi_themenheft-bauen-wohnen-nachhaltigkeit.pdf, zuletzt geprüft am 16.11.2015.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt: Sonderband 2). Göttingen: Schwartz, S. 35–74.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. 1. Aufl., Erstausg. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deinsberger, Harald (2007): Die Psycho-Logik von Wohnbaustrukturen. Die Beziehung Mensch - Wohnung - Umfeld und ihre systemischen Grundlagen. Dissertation. Graz. Norderstedt: Books on Demand.
- Deinsberger-Deinsweger, Harald (2014): Wohnen und Psychologie. Der menschliche Lebensraum und seine Wirkung. Einführung und Überblick. Seminar Wohnpsychologie. Österreichische Akademie für Psychologie (AAP). Wien, November 2014.
- Flade, Antje (2006): Wohnen psychologisch betrachtet. Bern: Verlag Hans Huber.
- Flade, Antje (2008): Architektur psychologisch betrachtet. Bern: Verlag Hans Huber.
- Flade, Antje (2011): Ungestört spielen, lernen, und träumen. In: Südwest Presse, 05.11.2011. Online verfügbar unter <http://www.swp.de/ulm/nachrichten/politik/Ungestort-spielen-lernen-und-traeumen;art4306,1199702>, zuletzt geprüft am 20.01.2016.
- Förster, Wolfgang (2011): Neue Qualitäten im Wiener Wohnbau. Salzburger Sommergespräche 2011. MA 50, Referat für Wohnbauforschung und internationale Beziehungen.
- Gatterer, Harry; Baumgartner, Michael; Seidel, Adeline; Varga, Christiane (2013): Zukunft des Wohnens. Die zentralen Trends bis 2025. Hg. v. Zukunftsinstitut GmbH. Kelkheim.
- Hüttenmoser, Marco (1995): Auswirkungen des Straßenverkehrs auf die Entwicklung der Kinder und den Alltag junger Familien. Bericht des Marie-Meierhofer-Instituts für das Kind. Zürich.
- Kaufman, Andrew J.; Lohr, Virginia I.: Does it matter what color tree you plant. In: Acta Horticulturae (790), S. 179–184.
- Kränzl-Nagl, Renate; Bayrhofer, Andreas; Hennerbichler, Katrin; Heuschöber, Lukas; Krämer, Michael; Mahringer, Gerhard et al. (2014): Wohnen in der Gartenstadt Puchenau. Zufriedenheit-Herausforderungen-Visionen. Endbericht. Fakultät für Gesundheit und Soziales, FH Oberösterreich. Online verfügbar unter http://www.puchenau.at/fileadmin/red_gem/Inhalte_Wissenswertes/FH-Projekt%20Gartenstadt%20Puchenau%20Endbericht%20Oktober%202014.pdf, zuletzt geprüft am 26.11.2015.
- Krückeberg, Lars; Putz, Wolfram; Willemeit, Thomas (2014): Immobilienreport 2015. Living Spaces. Frankfurt: Zukunftsinstitut.
- Lange, Bastian; Bergmann, Malte (2011): Eigensinnige Geographien. In: Malte Bergmann und Bastian Lange (Hg.): Eigensinnige Geographien. Städtische Raumaneignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden: VS Verlag, S. 9–32.

- Lohr, Virginia I.; Pearson-Mims, Caroline H. (2006): Responses to scenes with spreading, rounded, and conical tree forms. In: *Environment and Behavior* (38), S. 667–688.
- Millonig, Elisabeth; Deubner, Helmut; Brugger, Elmar; Kreyer, Ingo; Matosic, Toni; Gutmann, Raimund; Posch, Wilfried (2010): Studie am Beispiel des Projektes „Lebensraum“ zur Erhebung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nutzens der Wohnform „Cohousing“ für das Land Niederösterreich. ARGE Brugger Matosic. Online verfügbar unter http://www.atelierdeubner.at/images/publikationen/forschung/CoHousingStudie_2010_05_20.pdf, zuletzt geprüft am 15.01.2016.
- Müller, Christa (2011): Guerilla Gardening und andere Strategien der Aneignung des städtischen Raums. In: Malte Bergmann und Bastian Lange (Hg.) (2011), a.a.O., S. 281–288.
- Nave-Herz, Rosemarie (Hg.) (1988): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke (Der Mensch als soziales und personales Wesen, 8).
- Nave-Herz, Rosemarie: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Primusverlag.
- Neuwirth, Norbert (Hrsg.) (2011): Familienformen in Österreich. Stand und Entwicklung von Patchworkfamilien und Ein-Eltern-Familien in der Struktur der Familienformen in Österreich. ÖIF
- Nissen, Ursula (1998): Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumeignung. Techn. Univ., Diss. u.d.T.: Nissen, Ursula: Sozialisation, Geschlecht und Raum--Berlin, 1997. Weinheim: Juventa-Verl. (Kindheiten, 11).
- Oldenburg, Ray (1989): *The great good place. Cafés, coffee shops, community centers, beauty parlors, general stores, bars, hangouts, and how they get you through the day.* 1st ed. New York: Paragon House.
- Oldenburg, Ray (1997): Our vanishing 'Third Places'. In: *Planning Commissioners Journal* (25), S. 6–10.
- Opaschowski, Horst W. (2013): Wie kinderfreundlich ist Europa? Dänemark Spitzenreiter - Deutschland Schlusslicht. BAT Freizeit-Forschungsinstitut (Forschung aktuell, 243).
- Reichl, Herbert (2014): *Humane Lebenswelten. Eine Psychologie des Wohnens und des Planens.* Ott nang am Hausruck: CreateSpace Independent Publishing Platform.
- Reynolds, Richard (2009): *Guerilla gardening. Ein botanisches Manifest.* Freiburg im Breisgau: Orange Press.
- Schikowitz, Andrea; Maerki, Daniel O. (2007): *Flexibilität im Wohnbereich. Neue Herausforderungen, innovative Lösungsansätze.* Gefördert vom Amt der Wiener Landesregierung, MA 50 Wohnbauforschung, das fernlicht: Wien.
- Schlaier, Andrea (2010): Kinderechtes Wohnen. Raus aus der Enge. In: *Süddeutsche Zeitung*, 10.05.2010. Online verfügbar unter <http://www.sueddeutsche.de/geld/kindgerechtes-wohnen-raus-aus-der-enge-1.558029>, zuletzt geprüft am 20.01.2016.
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus.* Berlin: Berlin-Verlag.
- Statistik Austria (2015): *Wohnen. Zahlen, Daten und Indikatoren der Wohnstatistik.* Wien: Statistik Austria.
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Population Division (2013): *World Population Ageing 2013.* ST/ESA/SER.A/348.

- Vaskovics, Laszlo A. (1988): Veränderungen der Wohn- und Wohnumweltbedingungen in ihren Auswirkungen auf die Sozialleistungen der Familie. In: Rosemarie Nave-Herz (Hg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke (Der Mensch als soziales und personales Wesen, 8), S. 36–60.
- Wells, Nancy M.; Evans, Gary W. (2007): Nearby Nature. A buffer of life stress among rural children. In: *Environment and Behavior* (32), S. 775–795.
- Wolter, Birgit (2011): Aneignung und Verlust des städtischen Raumes im Alter. In: Malte Bergmann und Bastian Lange (Hg.) (2011), a.a.O, S. 195–211.

9 Bildnachweis

- S. 24: GreenHouse, © Rupert Steiner für aap.architekten/WBW-GPA/OeAD-WV
- S. 25: Bewohnerin Raguel (im Waschsalon), © Karin Schraml
- S. 25: Bewohner Sven (in einer Gemeinschaftsküche), © Karin Schraml
- S. 25: Bewohner Emir und Adam (im Foyer), © Karin Schraml
- S. 27: Grünflächen Gartenstadt Puchenau, © Christina Schraml
- S. 29: Biotop Autofreie Mustersiedlung Floridsdorf, © Archiv Verein KOKOS
- S. 29: Portrait Susanne Wiedenhofer, © Cornelia Böhm
- S. 37: Wohnoptionen Grieshofgasse, 1120 Wien, © Wimmer und Partner Architekten
- S. 38: Schreibtisch JUSIGN, © JUSIGN
- S. 39: Familienbett Modulmöbel Wolfschwenger, © Marcel Peda
- S. 39: Stecksystem Modulmöbel Wolfschwenger, © Marcel Peda
- S. 40: Wohnwagen Außenansicht, © Wohnwagen
- S. 40: Wohnwagen Grundrisse und Raumgestaltung, © Wohnwagen
- S. 41: Microloft im Grünen, © Microloft
- S. 41: Intelligente Raumlösung Microloft, © Microloft
- S. 49: LiSA – 6 Grundrisse / Familienphasen, © Wimmer und Partner Architekten
- S. 50: Looft Innenansicht Trägerkonstruktion, © Elk
- S. 51: Haus im Leben in Aspern, Außenansicht, © Karin Schraml
- S. 52: Robert und Margit vor dem Haus im Leben in Aspern, © Karin Schraml
- S. 55: Kinderfreundliche Hausordnung, © GWG Linz
- S. 61: Wohnprojekt Wien, Außenansicht, © Hertha Hurnaus
- S. 61: Wohnen im Wohnprojekt Wien, © Hertha Hurnaus
- S. 64: Guglmugl, © Christina Schraml
- S. 65: Logo, © FragNebenan
- S. 65: Valentin Schmiedleitner, © FragNebenan
- S. 67: VinziRast-mittendrin, Außenansicht, © Sebastian Schubert
- S. 68: Werkstatt im VinziRast-mittendrin, © Pez Hejduk
- S. 74: Grätzloase Aktion: Lebendiges Frauenfeld, © Verein Lokale Agenda 21 Wien
- S. 74: Team Grätzloase, © Klingenböck
- S. 75: Grätzloase Aktion: Sous-Bois-Tropical (Nutzung von Parkets), © Chloe Thomas
- S. 75: Grätzloase Aktion: Platz des Kinderlachsens, © Verein Lokale Agenda 21 Wien

10 AutorInnen und Teilnehmende der Fokusgruppen

AutorInnen

Dr. Christine Geserick (Projektleiterin)

Soziologin

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Forschungsmethoden, Statuspassage Jugend, Familien- und Geschlechterverhältnisse aus sozialhistorischer Perspektive und Familie im bäuerlichen Milieu.

Kontakt: christine.geserick@oif.ac.at

Dr. Sabine Buchebner-Ferstl

Psychologin

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Elternbildung, Bildungsverläufe, Arbeitsteilung in der Familie.

Kontakt: sabine.buchebner-ferstl@oif.ac.at

Mag. Georg Wernhart

Ökonom

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien mit den Schwerpunkten sozio-ökonomische Situation von Familien, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Generationenbeziehungen, Geschlechterrollen, (Familien-)Werte und deren Wandel.

Kontakt: georg.wernhart@oif.ac.at

Mag. Christina Schraml MA

Stadtforscherin

Joint Master of Arts in European Urban Culture POLIS (Estonian Arts Academy, VUB Brüssel, MMU Manchester und Tilburg University) und Magister in Philosophie (Universität Wien; RHUL London). Schwerpunkte: Stadtkultur und Stadtentwicklung, Kritische urbane Theorie, urbane (Nach-)Nutzungskonzeption.

Kontakt: christina.schraml@hotmail.com

Dr. Karin Schraml

Psychologin

Promotion am Stressforschungsinstitut der Universität Stockholm. Forschungsschwerpunkte: Gesundheitspsychologie und Prävention, Stressforschung und kontextuelle Verhaltensforschung, Stadt-,Wohn- und Architekturpsychologie.

Kontakt: schraml.karin@gmail.com

Teilnehmende der Fokusgruppen

Dipl.-Ing. **Florian Brand** (Architekt, Gebietsbetreuung in Wien mit Mietrechtsberatung)

Dr. DI **Harald Deinsberger-Deinsweger** (Wohnpsychologe und Baubiologe; Institut für Wohn- und Arbeitspsychologie IWAP, Graz)

Dr. **Michaela Moser** (Studium der Theologie, Philosophie und Public Relations, Dozentin an der FH St. Pölten)

Mag. **Andreas Oberhuber** (Geschäftsführer der Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen in Wien)

Bmst. Mag. **Herbert Reichl** (Planender Baumeister und Architekturpsychologe; Institut für Wohn- und Architekturpsychologie IWAP, Ottnang in OÖ)

Mag. **Christina Schraml** (Urbanistin, Universität für Angewandte Kunst, Wien)

Mag. **Christiane Varga** (Germanistin und Soziologin, Redakteurin am Zukunftsinstitut)

Zuletzt erschienene Working Paper des ÖIF

Kostenfrei erhältlich über die Homepage www.oif.ac.at/publikationen/working_paper

- Baierl, Andreas (2016): Neue Wissenschaftskarrieren. Familiäre und berufliche Perspektiven von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Working Paper 86/2016
- Norbert Neuwirth, Wernhart Georg (2015): Armutsvermeidung und Chancengleichung für Kinder aus einkommensschwachen und kinderreichen Familien durch familienbezogene Geldtransfers. Working Paper 85/2015
- Wernhart, Georg, Kinn Michael (2015): Auskommen mit dem Einkommen. Auswirkungen von familienrelevanten Transfers und Steuererleichterungen auf die Einkommenssituation von Familien in Österreich. Working Paper 84/2015
- Neuwirth Norbert, Wernhart Georg (2015): Steuererleichterungen für Familien. Berechnungen zu den aktuellen Tarifänderungen und der Erhöhung des Kinderfreibetrags gemäß der Steuerreform 2016. Working Paper 83/2015
- Dörfler Sonja, Blum Sonja, Kaindl Markus (2014): Europäische Kinderbetreuungskulturen im Vergleich. Jüngste Entwicklungen in der vorschulischen Betreuung in Deutschland, Frankreich, Österreich und Schweden. Working Paper 82/2014
- Baierl Andreas, Kapella Olaf (2014): Trend zur Teilzeit – Bestandsaufnahme und Auswirkungen für Beruf und Familie. Working Paper Nr. 81/2014
- Neuwirth Norbert, Wernhart Georg (2013): Unsicherheit im generativen Verhalten. Auswertungen des GGS – Welle 1. Working Paper Nr. 80/2013
- Geserick Christine, Dörfler Sonja, Kaindl Markus (2013): Sind Einzelkinder anders? GGS-Daten für Österreich, Norwegen, Frankreich und Russland. Working Paper Nr. 79/2013
- Kaindl Markus, Wernhart Georg (2012): Wie Großeltern ihre Kinder und Enkelkinder unterstützen. Persönliche und finanzielle Hilfe von Großeltern aus Sicht der Großeltern und der erwachsenen Kinder. Working Paper Nr. 78/2012
- Baierl Andreas, Kaindl Markus (2011): Kinderbetreuung in Österreich. Rechtliche Bestimmungen und die reale Betreuungssituation. Working Paper Nr. 77/2011
- Geserick Christine (2011): Ablösung vom Elternhaus. Ergebnisse aus dem Generations and Gender Survey (GGS) 2008/09. Working Paper Nr. 76/2011
- Kaindl Markus (2011): Betriebliche Kinderbetreuung in Österreich. Angebotsstruktur sowie Motive und Erfahrungen der Unternehmen im Bereich der betrieblichen Kinderbetreuung. Working Paper Nr. 75/2011
- Kaindl Markus (2010): Die Kosten der Kinderbetreuung in Österreich. Höhe und Struktur der Ausgaben der Träger. Working Paper Nr. 74/2010

Diese Publikation wurde mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Familien und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg erstellt.

